Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 22 (1940)
Heft: 23

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 7. Juni 1940. Erscheint jeden Freitag 22. Jahrgang Nr. 23

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:

Zurück mit der Aerztemission
Soldat und Alkohol
Bäuerin sein — „Nicht obligatorisch"

Beilage:

Frauenerwerbsarbeit in der Mobilisationszeit
Handgewobener Brautschatz der Bündnerin
Behandlung der Zimmerpflanzen im Sommer

Wochenchronik

Inland.

Im Laufe dieser Woche fanden verschiedene **Verletzungen des schweizerischen Luftraumes** statt. Durch die Alarmpatrouillen wurden dabei in der Westschweiz drei deutsche Bomber abgeschossen und in einem weiteren Luftkampf zwei oder drei deutsche Flugzeuge getroffen, so daß sie anscheinend auf dem benachbarten französischen Gebiet niedergehen mußten. In einem dieser Kämpfe stürzte ein schweizerischer Pilot ab und fand dabei den Tod. Eine weitere Neutralitätsverletzung ereignete sich in der Nähe von Kreuzlingen durch den Abwurf von Bomben, deren Herkunft noch nicht bekannt ist.

Im **Tagesbefehl** vom 3. Juni 1940 an die **Schweizer Armee** ermahnte uns General Guisan materiell, moralisch und geistig immer besser zu rüsten und warnt vor Zweifeln an unserer Verteidigungskraft, die durch das Schicksal anderer Völker entstehen können. Auch gegen die neuen Kampfmethoden seien wir nicht unvorbereitet: die Schweiz wolle und könne sich verteidigen.

Die **Sommersession der Bundesversammlung hat begonnen.** Der **Nationalrat** hat das Budget der Alkoholverwaltung und die eidgenössische Staatsrechnung für das Jahr 1939 gutgeheißen. Bei der Debatte über die Einführung des militärischen Vorunterrichtes wurden verschiedene Aenderungen vorgenommen und u. a. die Bestimmung, daß die Kantone den Unterricht zu organisieren und durchzuführen hätten, gestrichen. Die Vorlage wurde in der Gesamtabstimmung angenommen und geht zur weiteren Beratung an den Ständerat. In der Diskussion über die Warenumsatzsteuer ging es vor allem um die Steuersätze Kategorien: schließlich wurden die Anträge der Kommissionsmehrheit gutgeheißen und die Vorlage verabschiedet.

Der **Ständerat** nahm den Bericht der Kommission und deren Erläuterungen über die vom Bundesrat auf Grund der außerordentlichen Vollmachten erlassenen Beschlüsse zur Kenntnis. Ohne weitere Erörterung wurde dabei die Finanzvorlage, die als Verfassungsänderung vor wenigen Monaten noch stark umstritten war, genehmigt.

Zum Schluß sei bemerkt, daß die **deutsch-schweizerischen Wirtschaftsverhandlung** in für kurze Zeit unterbrochen worden sind, damit nach den ersten Aussprachen die Delegationen Gelegenheit haben, sich mit ihren Regierungen in Verbindung zu setzen.

Ausland.

Mit der Beendigung der **Schlacht in Flandern** hat eine Phase des Krieges im Westen ihren Abschluß gefunden. Churchill erklärte im Unterhaus, daß sich entgegen aller Erwartungen ein großer Teil der eingekreisten und schon aufgegebenen alliierten Nordarmee unter zähem Widerstand gegen den Angreifer zum verschanzten Lager von Dünkirchen habe durchschlagen können. Mit dem Einsatz von fast tausend Schiffen aller Art, sei es gelungen, vier Fünftel der dort kämpfenden Engländer und Franzosen über den Kanal zurück zu transportieren. An diese Tatsache wurde die Feststellung geknüpft, daß die Flotte an der Erfüllung ihrer Aufgabe auch durch Luftangriffe eines überlegenen Gegners nicht habe gehindert werden können. Die Verluste an Menschen und Material scheinen auf beiden Seiten groß zu sein; nach deutschen Meldungen sind in Flandern 300,000 Kriegsgefangene gemacht worden, unter denen sich auch der französische General Prioux befinden soll. Anläßlich dieses bedeutsamen deutschen Sieges erließ Hitler einen Aufruf an das deutsche Volk, und befahl im ganzen Land auf die Dauer von acht Tagen zu flaggen.

Die Taktik Deutschlands besteht darin, den Alliierten keine Atempause zur Verfügung ihrer Kräfte zu lassen. Der neue Angriff richtet sich jedoch nicht, wie vielfach vermutet wurde, unmittelbar gegen England, sondern in erster Linie wieder gegen den Erbfeind **Frankreich.** Von deutscher Seite wurde in einer Note heftig gegen angebliche Mißhandlungen deutscher Kriegsgefangener protestiert und Vergeltungsmaßnahmen angedroht. Zu gleicher Zeit setzten Luftangriffe gegen Lyon und Marseille ein, denen kurz nachher ein Bombardement von Paris folgte, das zwar gegen militärische Objekte gerichtet war, aber auch unter Zivilpersonen und Kindern zahlreiche Opfer forderte. Die deutsche Armee hat nun die Offensive gegen die in Eile errichtete Weygand-Linie ergriffen und versucht in drei Richtungen, in der Gegend von Amiens und Péronne und am Fluß der Aisette, vorzustoßen. Der Druck scheint an der Somme am stärksten zu sein, wo sich die französischen Vorposten bereits haben zurückziehen müssen.

Die Alliierten haben als Vergeltungsmaßnahme gegen die Bombardierung der französischen Städte begonnen deutsche Industriezentren und militärische Objekte in München und Frankfurt am Main anzugreifen. In der englischen Presse werden im Hinblick auf die mangelhafte Rüstung der Luftwaffe mehr und mehr Stimmen der Kritik laut, die sich hauptsächlich gegen verantwortliche Männer wie Chamberlain, richten, die noch in der Regierung verblieben sind. In Frankreich sind dieser Tage wiederum eine Kabinettsumbildung und Ministerpräsident

(Fortsetzung siehe Seite 2)

Krieg — Sinn, Unsinn

Im Geschehen der Zeit, das auf uns einstürmt und uns zu überwältigen droht, ist ein Besinnen auf die Kräfte geboten, die aus dem Chaos herausführen können. Hilfe liegt nicht allein und nicht so sehr in der äußeren Bereitschaft des einzelnen wie des ganzen Volkes — die ist eine Selbstverständlichkeit —, sondern mehr noch in der inneren Einstellung zu unserer Zeit, im Ja oder Nein zu ihr. Das ist eine ganz persönliche Sache, ein Kampf, der immer wieder anders geführt und entschieden wird und der doch für alle Suchenden derselbe ist und bleibt: das Ringen um ein „Dennoch" in irgend einer Form, um einen Sinn mitten im Unsinn, um eine geistige Bewältigung, die stark und frei macht von allen Nöten und innerlich bereit für die Entscheidungen, die in der Welt fallen und die auch uns nicht erspart werden, selbst wenn unser Land vom Kriege verschont bleibt.

Sinn und Unsinn in diesem Krieg — von der Vernunft her wird sich kaum ein Sinn in ihm finden lassen, und gerade diese Sinnlosigkeit ist es, die uns quält, die alles so ausweglos macht. Es ist Unsinn — und Schlimmeres als das —, wenn Menschen gegeneinander gehetzt werden, die sich nicht kennen, nichts voneinander wissen und wollen, wenn von Flugzeugen aus mit Maschinengewehren auf Spitäler und Zivilbevölkerung geschossen wird, wenn Städte verwüstet werden, wenn Arbeit und Kultur von Jahren und Jahrhunderten zerstört werden. Es ist Unsinn, wenn die politischen Konstellationen von Tag zu Tag wechseln, wenn heute Freunde werden, die sich gestern auf Tod und Leben bekämpften, und wenn vielleicht morgen schon diese „Freunde" sich wieder entzweien. Es ist Unsinn, wenn sich die Wirtschaft ganzer Völker auf die Herstellung von Mitteln der Vernichtung und Zerstörung einstellt, statt aufbauende Arbeit zu leisten. Es ist Unsinn, wenn Techniker und Forscher Tag und Nacht arbeiten, um neue Giftgase zu entdecken, neue Kampfflugzeuge zu konstruieren, neue U-Boottorpedos zu erfinden, die noch verheerender, noch rascher, noch sicherer wirken als die des Gegners. Es ist Unsinn, wenn man Krieg führt um eines „gerechten Friedens" willen, denn nie wird aus Haß Liebe und Gemeinschaft, wenn man Humanität durch Blutvergießen durchsetzen muß und Recht durch neues Unrechttum. Es ist schließlich der Gipfel alles Unsinns, wenn alle Begriffe ins Wanken geraten, wenn Lüge plötzlich Wahrheit bedeuten soll und Sklaverei die einzig wahre Freiheit. Alle diese Sinnlosigkeiten erschüttern uns Tag für Tag und lassen uns verzweifeln an der Zukunft der Menschheit; denn wer könnte noch unbefangen optimistisch bleiben gegenüber diesem Geschehen?

Aber — so ließe sich einwenden — wir haben doch unsere Ideale, unsere unerschütterliche Ueberzeugung von Humanität, Menschenwürde, Recht, die sich durchsetzen müssen in der Welt. Ja, wie steht es damit? Vor erst zwanzig Jahren erscholl durch eine im Tiefsten aufgewühlte Menschheit der Ruf: „Nie wieder Krieg!", noch keine zwölf Jahre ist es her, seit man einen Kriegsächtungspakt schloß, und heute stehen wir am Anfang eines neuen Weltbrandes, und es erscheint uns fast unglaublich, daß einmal Menschen an die Verwirklichung dieser Ideale geglaubt haben. Wohin wir auch schauen: sehr selten hat es im Lauf der Jahrhunderte friedliche Zeiten gegeben, Kriege, Ueberfälle, Leid, Unrecht sind an der Tagesordnung. Seit der französischen Revolution spricht man von Freiheit und Menschenrechten, und wie sieht die Wirklichkeit aus?! Auf die Friedensbemühungen der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts mit ihrem uns erschütternden Optimismus und Glauben an die menschliche Vernunft folgte der Zusammenbruch des letzten Weltkrieges und endlich unsere Zeit. All das erscheint uns als das Chaos der vollendeten Sinnlosigkeit. Die Menschheit steht mit diesem Krieg vor einem großen Bankerott. Worum sie geglaubt hat, das droht ihr unter den Fingern zu zerbrechen, und Theorien vom „Untergang des Abendlandes" sind für uns nichts Ueberraschendes mehr. So wären wir denn am Ende, scheint es, und Resignation, Verzweiflung, vielleicht Selbstmord der illusionslos zu Ende Denkenden oder dann konsequenter Nihilismus, wie er sich tatsächlich in erschreckendem Maße überall zeigt — was bliebe uns anderes übrig?

Freilich werden noch mancherlei Beruhigungen gefunden. Es gibt noch die Vogel Strauß-Politik, das Nicht-sehen-wollen der Katastrophe, was noch möglich ist, weil das Schlimmste uns ja bis jetzt erspart geblieben ist. Man sucht Beruhigung im „Betrieb", in einer an sich vielleicht sehr nützlichen Tätigkeit. Man flieht in den Genuß, man will es benutzen, solange es noch Zeit ist, man wird von einer Art Torschlußpanik erfaßt: „Wer weiß, ob wir sonst noch dazu kommen!" Man stürzt sich in Zerstreuungen, um zu vergessen, auch in große Kunst kann man flüchten. Und gewiß hat all das seine Berechtigung: Ausspannung, Erholung, Freude am Schönen, nur Flucht darf es nicht sein. Ferner gibt es noch die Träume von der „guten alten Zeit", (die damals sicher auch als schlechte Zeit erlebt wurde!) und die alten Auffassungen von bürgerlicher Behaglichkeit und Sicherheit als einem guten Recht der Menschheit, obwohl uns niemand versprochen und verkündet hat: „Ihr werdet gemütlich und in Frieden leben und satt sein euer Leben lang!"

Wege zu einer wahren Sinngebung sind das alles nicht, Wege eines wirklich wach gewordenen Menschen auch nicht. Sie alle führen nur scheinbar aus dem Unsinn heraus, bleiben aber in Wirklichkeit darin stecken. Als momentane Hilfe haben sie eine gewisse Berechtigung, da sie alle das an sich richtige Gefühl enthalten, daß das Leben trotz allem weitergehen muß, sie sind im übrigen sehr begreiflich und sehr menschlich, und wer ginge sie nicht gelegentlich! Nur wirklich restlose Hilfe sind sie nicht, herausführen aus dem Chaos können sie alle nicht.

Wir dürfen uns heute nicht mehr der Einsicht verschließen, daß wir nun einmal Ernst machen müssen mit dem Zuendedenken dieser Situation. Es wäre freilich viel bequemer, sie auf irgendeine Art zu ignorieren; uns aber, die wir aufgerüttelt werden aus unserer alltäglichen Gleichgültigkeit, die wir erschüttert werden in unserer bürgerlichen Sicherheit (die es freilich im wahrsten Sinne nie, nicht nur heute nicht, gegeben hat!) ist das nicht mehr möglich, und das ist gut. Weil unsere Existenz mit allen vertrauten Werten von außen her in Frage gestellt wird, sehen wir uns gezwungen, sie innerlich neu zu begründen. Wie aber ist das möglich? Alles menschliche Streben hat versagt, menschliches Irren hat uns dahin geführt, wo wir heute stehen, wo ist die Rettung? Mit tiefer Beschämung müssen wir einsehen, daß es so nicht weitergeht. Wir sind wirklich am Ende, einer aber ist es nicht und wird es nie sein: der lebendige Gott, wie ihn die Bibel uns

Wie? — Hat das Vaterland nicht ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er sich dem Wohl des Ganzen aufopfere? Platon.

Die Seppe

16

von Esther Odermatt.

Eine Geschichte aus Unterwalden

Während sie so den Mittelpunkt des Gesprächs und Interesses bildete, saß die Seppe in der Gasthauskammer, in der sie genächtigt hatte, und überschlug noch einmal die Zahlen in ihrem Notizbuch. So viel und so gut hatte sie noch nie gekauft; und wenn ihr die Verkäufe so glückten, wie sie rechnete, wußte sie nicht, wer es mit ihr aufnehmen wollte im Land.

Aber wenn sie jetzt in Macht und Ansehen stand — es war ihr nicht vom Himmel gefallen. Gearbeitet hatte sie in diesen langen Jahren seit dem Tag, da sie mit dem Mieli und dem Bartlime auf der Schwand mit Qual und Widerstreben die Schaufel an den Schutt ihres Hauses gesetzt hatte. Gearbeitet hatte sie, nichts als gearbeitet! Jeden Rappen gespart, mit einem einzigen Knechtlein Holz geschlagen und verkauft und aus dem Erlös gleich einen kleinen Viehhandel angefangen, in Ob- und Nidwalden Stiere aufgekauft und nach Luzern auf den Markt gebracht, bis sie das Haus wieder aufbauen konnte auf den alten Grundmauern, im gleichen Umfang wie das alte, das ihr die Franzosen eingeäschert hatten. Daß es kahl und nüchtern sei, daß immer noch die heimelige Holztreppe in den ersten Stock hinauf mit der gedeckten Vorlaube fehle, hatte ihr letzthin die Base Kathry, die sie heimgesucht hatte, mahnend gesagt. Wozu brauchte sie das? Der Weg durch die Türe des Erdgeschosses ins Haus und die Kellertreppe hinauf in den obern Stock war recht und gut, und auf der Vorlaube sich müßig zu sonnen, dazu hatte sie zu spät Feierabend. Einen großen neuen Stall hatte sie für ihren Handel gebraucht, der immer umfangreicher wurde, und Unterkunft für die Schar von Knechten, die sie in strenger Zucht hielt, aber besser löhnte als alle Bauern weit herum. Langsam und hart und streng war's aufwärts gegangen bis hieher, und — sie strich mit der flachen Hand über die Tischkante — sie hatte keine Kraft mehr vergeudet für anderes als für die Arbeit.

Sie hob den Kopf und steckte die kleine Silberradel gerade durch die in rote Bänder fest eingeflochtenen Zöpfe. Ihr Gesicht hatte etwas Strenges, Abweisendes, und die Augen blickten klar und fest. Nur gerade jetzt flog es wie eine Unsicherheit über sie hin, als sie Notizbuch und Geldsurt schloß, ihre Sachen zusammenraffte und sich besann, daß sie aufbrechen und vorher noch ihren Knechten Weisung geben mußte, allein mit dem gekauften Vieh Luzern zuzufahren, weil sie nach Andermatt reisen und dort den Buben ihrer Schwester abholen wollte.

Und sie, der immer, im Befehlen und im Tadeln, das schärfste Wort schnell und kurz über die Lippen sprang sie überlegte sich jetzt, wie sie ihren Knechten dieses Unwichtige und doch ganz Ungewohnte mitteilen sollte. Hätte sie es doch gleich zu Hause gesagt, als der Brief des Schwagers gekommen war mit der Bitte, ihr seinen Buben, den kleinen, sechsjährigen Heini, schicken zu dürfen! Damals wäre es weniger unangenehm gewesen als jetzt hier. Aber es war ihr so unerwartet in ihre lang und mühsam erkämpfte Ruhe hereingefahren, daß sie es erst mit sich selber ins Klare bringen mußte.

Seit dem Bericht von Franzlis Tod, das die Schwindsucht in so jungen Jahren dahingerafft hatte wie einst die Mutter, war die letzte Wärme im Herzen der Seppe erloschen. Vorher hatten sich ihre Gedanken noch ab und zu zur Schwester geflüchtet, oft hatten sie auch dahin nicht den Weg gefunden in der rastlosen Arbeit dieser sieben Jahre. Den Buben kannte sie nicht, obwohl ihr das Franzli in jedem Briefe von ihm erzählt und sie zu seiner Gotte und, wie es einst schrieb, zu seiner zweiten Mutter gemacht hatte. Und jetzt sollte sie plötzlich für ihn einen Platz haben in ihrem Leben, wo doch alles ausgefüllt und geregelt war, daß man nicht daran rücken konnte.

Voll Leid und Qual und in erbarmenswerter Hilflosigkeit hatte der Schwager gebeten. Er wollte den letzten Wunsch seiner toten Frau erfüllen, das Kind zur Seppe heimschicken, mußte ihn erfüllen; denn er sah, daß das Kind in seiner vereinsamten Häuslichkeit ohne rechte Ordnung verwahrloste. Jetzt führte ihn ein Auftrag bis gegen Neapel hinunter, da mußte er sich von dem Kinde trennen, um ihm ein geregeltes Heim zu verschaffen.

Wenn das arme Franzli gewußt hätte, wie wenig ein Kind in meinen Haushalt paßt, dachte die Seppe. Sie verzog den Mund, als ihr das Wort Haushalt durch den Sinn fuhr. Viel eher ein Geschäftshaus oder eine Wirtschaft war ihr Haus allmählich geworden mit dem Aus und Ein der vielen fremden Menschen. Ja, wenn das Mieli noch gelebt hätte! Das hätte den Buben seines Franzli ans alte Herz geschlossen und verwöhnt. Doch sie hatte dem Schwager zugesagt — es war wenigstens ein Bub, den er ihr schickte — und heute wurde er von einem ihr bekannten Maler, der ins Urserental heimreiste, bis nach Andermatt gebracht, wo sie ihn in Empfang nehmen sollte.

Sie trat in die Gaststube, zögerte noch unter der Türe. Was sollte sie sich den spöttisch verwunderten Gesichtern aussetzen? Schließlich ging es die auch gar nichts an! Aber sie mußte den Knechten eine Erklärung geben, wenn sie wider alle Gewohnheit diese allein mit dem gekauften Vieh nach Luzern schickte. Barscher und lauter, als es sonst ihre Art war, rief sie die Burschen in eine Nebenstube, wo sie ihnen einen währschaften Imbiß auftischen ließ. Während sie Brot und Käse und dürre Birnen und Apfelschnitze als Wegzehrung in ihren Reisesack packte und dabei ihre Verlegenheit verbergen konnte, sagte sie:

„Ihr müßt halt jetzt einmal allein fertig werden. Und das könnt ihr auch! Ich fahre jetzt — das Fuhrwerk ist schon bestellt — ja, da steht's ja schon draußen — ich fahre nach Andermatt hinauf, weil dort . . . weil ich dort den Buben von meiner Schwester selig holen muß. Der kommt zu mir auf die Schwand für eine Zeitlang. Und daß ihr den Kopf beisammen habt und die Augen auftut und auf eurem Platz seid, nicht wie heute — mit dem Stier!"

Jetzt ging's wieder im alten Tone fort. Knapp gab sie ihre Befehle und sagte bald darauf in dem kleinen Einspännerfuhrwerk, das mit ihr durch Altdorf hinburch und das Reußtal hinaufholperte.

Die Knechte sahen ihr lachend nach: „Die und ein Kind! Das wird ein Lebtag werden bei uns auf der Schwand! Das arme Tröpflein! Da müssen am Ende wir noch die Kindsmagd abgeben und bald die Kühe, bald den Buben hirten und geschweigen."

Zu der verabredeten Zeit war die Seppe in Andermatt und erhielt dort von einem Wanderer Bericht, daß der Maler und der Kleine, die ein Stück weit seine Reisegefährten gewesen, doch nicht so schnell vorwärts kämen, daß sie auf dem Hospiz nächtigen müßten und erst am frühen Morgen ins

Reynaud hat das Außenministerium, das Daladier seit dem Sturz seines Kabinetts im März verwaltet hatte, nunmehr selbst übernommen, was möglicherweise im Hinblick auf eine Intervention Italiens geschehen ist.

Die Kriegsvorbereitungen **Italiens** dauern an und die Beziehungen zu den Alliierten verschlechtern sich zusehends. Nachdem bereits eine Einigung über grundsätzliche Fragen stattgefunden hatte, wurden die Verhandlungen über die Blockadekontrolle von italienischer Seite abgebrochen. Die Kundgebungen für den Eintritt Italiens in den Krieg mehren sich. Eine entscheidende Stellungnahme hat jedoch auch der italienische Ministerrat anläßlich seiner jetzigen Tagung nicht eingenommen. Wie verlautet, ist auch der Briefwechsel zwischen Roosevelt und Mussolini über die Vermeidung der Ausdehnung des Krieges noch im Gange.

In **Südosteuropa und im Balkan** kann man in steigendem Maße den **Einfluß der Sowjetunion** feststellen. **Jugoslawien** hat mit Rußland ein Wirtschaftsabkommen abgeschlossen und wird demnächst eine Handelsdelegation nach Moskau entsenden. Es scheint auch, daß Rußland Italien zu verstehen gegeben hat, daß es an der Beibehaltung der bisherigen Lage im Balkan interessiert sei. Durch die scharfe russische Reaktion auf einen Zwischenfall bei welchem russische Soldaten in Litauen verschleppt worden seien und die intensive Tätigkeit der russischen Armee an den neuerworbenen Stützpunkten macht sich in den **baltischen Staaten** neuerdings eine gewisse Beunruhigung bemerkbar. H. K.

---

lehrt. Den Weg zu ihm müssen wir wieder antreten, und seine Existenz ist kein menschliches Postulat, sondern Wirklichkeit über aller Wirklichkeit. In ihm ist Hilfe, in ihm ist Kraft, in ihm der uns nie ganz faßbare Sinn alles Geschehens, in ihm auch der Friede, der über allen menschlichen Frieden geht.

Also auch wieder ein alter Weg? Gewiß, und doch bleibt er ewig neu wie alle Wahrheiten. Uns modernen Menschen freilich ist er furchtbar verschüttet, und uns Gebildeten ganz besonders. Er ist uns verbaut durch mangelhaften Unterricht, der es nicht verstand, den Zusammenhang mit der Zeit zu finden. Er ist uns verstellt durch zu oft gehörte und darum entwertete Begriffe, er wird uns oft erschwert durch die als zu „primitiv" empfundene Art der Verkündigung. Der Weg über diese Hindernisse ist schwer, und jeder muß ihn für sich suchen, bequem ist er überhaupt nicht, noch ganz abgesehen von dem allem, da er bedingungslosen Gehorsam fordert und ein Schlußmachen mit allen menschlichen Beruhigungsversuchen. „Schrecklich ist's, in die Hand des lebendigen Gottes zu fallen", heißt es im Hebräerbrief. Dafür aber führt er uns sicher heraus aus dem Chaos. Die gottentfremdete Menschheit muß wieder den Rückweg zu Gott suchen, in rücksichtsloser Ehrlichkeit gegen sich selbst, und sich wieder aufschließen für sein Wort. Wer mitten in der hereinbrechenden Katastrophe die Sinnfülle von Gottes Welt zu ahnen und sich zu beugen vermag unter seinen Willen, ohne ihn im einzelnen neu verstehen und begreifen zu wollen, wer jetzt beten kann: „Dein Wille geschehe" und wer jetzt glauben kann an das Kommen des Reiches Gottes, das über aller menschlichen Vorstellung ist und dessen Fortschreiten und Nahen sich unserer Vernunft entzieht, der hat den Sinn gefunden, unverlierbar und fest. Kein irdisches Geschehen kann ihn entkräften, denn er liegt nicht im Menschen, sondern im Absoluten, keine irdische Ungerechtigkeit kann ihm etwas anhaben, denn wollten wir uns vermessen, Gott vorzuschreiben, was er zu tun hat? Von dieser lebendigen Beziehung aus, die uns demütig und bescheiden macht, gewinnt alles menschliche Geschehen einen anderen Aspekt. Wenn wir uns anmaßen, allein, ohne Gott, die Welt zu regieren, werden alle Werte verkehrt, denn wenn der Mensch die letzte Instanz ist, muß ja alles relativ werden. Erst wenn wir unser Leben neu in Gott gründen, gewinnen sie ihre richtige Farbe zurück, erst auf diesem Boden wird auch wahre Verständigung und Gemeinschaft und Gerechtigkeit möglich. Mit Weltflucht hat diese Gottesbeziehung nichts zu tun, sie stellt uns im Gegenteil neu in die Welt, mit offenen Augen und Herzen.

Es geht jetzt nicht mehr darum, uns mit Dogmen herumzuquälen, es geht nicht mehr um das Fürwahrhalten irgendwelcher Sätze, sondern um das letzte, entscheidende Wagnis, unser Leben wieder in Gottes Hände zu legen. „Suchet den Herrn, auf daß ihr lebet!" Möchte sich uns dieses Wort des Propheten Amos über alle Verschüttungen hinweg neu erheben.

Marga Bührig.

Zurück mit der Aerztemission

Klein, schlank, knapp und klar — unnötige modische Beigabe im Aeußeren verwerfend, — so kam uns Dr. Oetiker, die als Chirurgin einzige Frau unter zahlreichen Chirurgen — während 10 Wochen in finnischen Militärspitälern als Mitglied der Schweizer Aerztemission in Finnland gearbeitet hatte, entgegen.

Komplizierte Vorbereitungen für die Ausrüstung — man erinnere sich, daß die schweizerische Ambulanz alle ihr nötigen Geräte, Medikamente, Hilfsmittel etc. selbst beschaffte und mitnahm — weite Reisen, angestrengtes Arbeiten durch Tage und Nächte unter Bombengefahr (allerdings nur noch zwei Wochen war Kriegszustand, acht weitere Wochen arbeitete man nach Abbruch des Krieges), all das gab uns das Recht, nach den Strapazen zu fragen und ob sie der Frau schwerer zu tragen gewesen seien, als den Männern.

„Strapazen? — das spielte gar keine Rolle, es gab gar nicht solche Schwierigkeiten" — und lächelnd noch die Randbemerkung: „Eine Frau kann sehr wohl Chirurg sein, sie kann ja ohnehin schon nähen." — „Im Militärspital lebt man in Krieg und Frieden gleich", obwohl wegen Bombengefahr in hohen Spitalgebäuden die zwei bis drei oberen Etagen leer gelassen wurden, wie wir zugleich vernahmen. Und ohne weiteres glaubte man es, daß diese straffe und disziplinierte Frau — trainierte Bergsteigerin übrigens — auch wenn es galt, unter schwierigen Umständen zu wirken, noch lange nichts von ausgestandenen Strapazen wissen wollte.

Im improvisierten Lazarett, unter Wald verborgen, abgelegen von jeder Ortschaft, wurde wochenlang chirurgisch gearbeitet. „Die Patienten sind sehr bescheiden, geduldig, tapfer, immer zufrieden und anspruchslos, sehr taktvolle, einfache Leute mit ausgezeichneter Erziehung" — und diese gute Kinderstube, zugleich ein angeborenes Taktgefühl, scheint allen Schichten finnischen Volkes gleichermaßen zu eigen, denn „in all den Wochen, da ich als einzige Frau mit den Soldaten und Offizieren, den finnischen Aerzten zu Tische saß" — ihr selbst war Hauptmannsrang zugebilligt, doch trat dies in keinerlei Formalität in Erscheinung — „war unter uns ein freier, menschlich ungezwungener Ton. Fabelhaft, wie selbstverständlich, wie zugleich kameradschaftlich und ritterlich die Umgangsart der Finnen war; in den ganzen zehn Wochen täglichen Zusammenseins hatte ich nie das Gefühl, überflüssig zu sein, — obwohl ich weder jung noch schön!" — und niemals ward ein schlechter Witz erzählt."

Spürbar ist, daß die Stellung der Frau im Lande anders ist als bei uns. „Man läßt die Leute einfach an dem Platz arbeiten, wo sie ihren Kenntnissen nach hingehören, gleichviel ob Mann oder Frau. Dies in den gehobenen wie in den untergeordneten Berufen. So ist auch weder beim Manne noch der Frau ein betontes Selbstbewußtsein zur Schau zu tragen nötig — man geht ruhig und liebenswürdig miteinander um. Beruflich fand ich genau, was ich erwartete, es war die Bestätigung, daß das Gelernte, aus Praxis und Fachliteratur erarbeitete, sich in der Praxis bewährte. Menschlich war es wunderbar, fabelhafte Arbeitsbedingungen fand ich vor: wer etwas konnte, mochte tun so viel er wollte, Neid und Mißgunst gab es nicht. Die erste Zeit kam ich wochenlang nicht zum Hause heraus."

Eine Lotta leitete das Haus, an Provisionen fehlte es nie, obwohl das Haus 20 Kilometer von der nächsten Stadt entfernt lag; Gas, Wasser, Telephon funktionierten — „wo am Morgen bombardiert wurde, waren am Abend die Notdächer schon gemacht. Im schwer beschossenen Abo mußte ich die Schäden suchen, denn sofort war auch dort Schlimmstes schon ausgebessert worden. Niemanden sah man schaffen, aber immer war die Arbeit gemacht." So mutet es fast unglaublich an, zu hören, daß trotz Abgeschiedenheit und Kriegszustand ein geregeltes und reichliches, wenn auch einfaches Essen immer für alle bereit war und zwar wird oft gegessen: Um 8 Uhr Kaffee und Butterbrot, um 11 Uhr Frühstück: Kartoffeln, Fisch oder Fleisch und immer ein Brei aus Weizen oder Gerste dazu; um 14 Uhr Kaffee, um 17 Uhr Mittagessen (wie Frühstück), um 19 oder 20 Uhr Kaffee und kleine Mahlzeit. Als einziges Tischgetränk ist zu den Hauptmahlzeiten frische rohe Milch aufgestellt, von der sehr viel getrunken wird.

Die Aerzte und Schwestern sprachen alle deutsch; erstaunlich war, daß fast 100 Prozent der Krankenschwestern Maturitätsbildung hatten. Dem gelassenen und taktvollen Wesen der Patienten entsprach die Haltung der ganzen Bevölkerung: ein absoluter Mangel an Panikstimmung, eine Selbstverständlichkeit, bis zum bitteren Ende durchzuhalten; oft hörte man vor dem Friedensschluß: „Es wird kein Finne mehr am Leben sein, wenn die Russen das Land besetzen." Der Friede kam wie ein Schlag, „aber sie haben ihre Freiheit behalten, für die es sich rentierte, zu kämpfen." Nie sprachen Finnen über Politik, reserviert, zurückhaltend war ihre Art; Kopfschütteln zeigten sie über Norwegen, Dank für die enorme schwedische soziale und sanitäre Hilfe — und große Freude, ja Rührung, daß aus der Schweiz, dem so weit abgelegenen, und persönlich nicht interessierten Lande, Helfer und Hilfe in mannigfacher Art gekommen waren.

Soldat und Alkohol

Daß unsere Soldatenstuben mit dem Ausschank alkoholfreier Getränke eine wichtige Mission innehaben, ist uns wohl bewußt und dankbar gedenken wir der Kreise, durch welche Soldatenstuben geführt werden. Diese Betriebe sind auch dort, wo Wirtschaften in genügender Anzahl bestehen, nötig, wenn die Wirte sich nicht entschließen, sich der Preisnormierung des Wirtevereins anzuschließen, die vorschreibt, daß ein Glas Süßmost für 20—25 Rappen erhältlich sein muß (es gehören von 24,000 Wirten eben nur 14,000 dem Wirteverein an).

Einem Soldatenbrief in „Die Freiheit" entnehmen wir zu dieser Frage:

„Wir machen die Beobachtung, daß mit seltenen Ausnahmen derjenige, der am willenlosesten von Bier zu Bier greift, auch der ist — besonders was seine geistige Haltung anbetrifft — auf den die Heimat im Notfalle am wenigsten zählen könnte. Viel guter Wille ist in unseren Kameraden vorhanden; aber was nützt dieser, wenn der Durst oder die Sucht zum Trinken stärker sind als der ganze Mann?"

„Sehr oft hört man den Einwand: Ja, wenn die alkoholfreien Getränke nicht so unverschämt teuer wären, würde man auch eher zu einem Mineralwasser oder einem andern alkoholfreien Getränke greifen; aber so fällt es uns nicht ein, dermaßen übersetzte Preise zu zahlen — Das ist ihre Ausrede ... und gewiß nicht mehr."

„Für uns Abstinenten in der Armee jedoch ist gerade diese Preisfrage eine ernste Angelegenheit. Viele gibt es unter uns, die mit ihrem Sold oder vielleicht noch weniger auskommen müssen. Wir empfinden es als ein großes Unrecht, daß unsere geschätzte Armeeleitung bis zur Stunde noch keine Schritte unternommen hat. Preisnormierungen in bezug auf die alkoholfreien Getränke zu diktieren ... Wäre es nicht bald einmal ein Akt der Billigkeit, wenn es auf dem Wege der Freiwilligkeit nicht gehen will, durch einen Befehl dafür zu sorgen, daß von dem und dem Tage ab die alkoholfreien Getränke zu gerechten Preisen, vorab an das Militär, abgegeben werden müßten? Es ist ein dringendes Gebot der Stunde, daß in dieser Sache endlich etwas geschehe. Sonst könnte in uns abstinenten Soldaten leicht das Gefühl aufkommen, als ob wir Schweizer minderen Grades wären!"

Zur gleichen Frage äußert sich Hautm. Dr. K. Binswanger in „Praxis", Schweizer. Rundschau f. Medizin, anläßlich eines Vortrages über Erfahrungen in einer ambulanten Fürsorgestelle für psychiatrische Fälle an einer M. S. A.:

„Eine große Sorge aller in Frage kommenden Instanzen ist der Alkoholismus in der Armee. Bei denjenigen Fällen, die zu uns kamen, handelte es sich fast immer um solche, bei denen der Alkoholabusus sekundärer Natur war, sei es als pathologische Reaktion auf Basis einer organischen Hirnschädigung, sei es als Fluchttendenz bei einem Psychopathen, sei es als Ausdruck einer Psychose usw.

„Ganz abgesehen von der gewöhnlichen Trunksucht zeigen gerade derartige Fälle, wie wichtig die intensive Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs in der Armee ist. Bei den meisten unserer Disziplinarfälle spielte der Alkohol eine bedeutsame Rolle. Beim Studium der Akten straffälliger Wehrmänner fiel mir auf, wie oft z. B. Kompagnieabende und ähnliche gesellige Zusammenkünfte zu Verfehlungen im alkoholisierten Zustande führten. Ich denke dabei z. B. an den Fall eines seit langer Zeit abstinent gebliebenen Füsiliers, der sich an einem Kompagnieabend genierte, auf das Zutrinken seines Leutnants nur mit einem alkoholfreien Getränk zu antworten und so zu einem Rausch mit schwerwiegenden Folgen kam ..."

Bei einer Kategorie von Alkoholikern scheint der Militärdienst Gutes zu bringen: denen, die von den strengen Forderungen des Dienstes vom Alkoholmißbrauch eher zurückgehalten werden. So weiß eine ostschweizerische Fürsorgestelle für Alkoholkranke zu berichten:

„Eine Anzahl unserer Schützlinge wurde einberufen. Es zeigte sich in der Folge in mehreren Fällen, daß tüchtige Hausfrauen, die Wenniges gut anzuwenden verstehen, mit der ja bescheiden bemessenen Militärnotunterstützung sich und ihre Kinder eher besser durchzubringen vermögen, als wenn der Mann zu Hause ist, gutes und reichliches Essen beansprucht und für seine Wirtshausgewohnheiten von seinem Lohn ein für seine Verhältnisse zu hohes Taschengeld zurückbehält. Wie glücklich könnte eine von einer solchen Frau betreute Familie leben, wenn nicht die Trunksucht des Mannes hindernd dazwischenträte! Wie betrübend und doch wie verständlich ist die Bitte einiger Schützlingsfrauen, wir möchten doch dafür sorgen, daß ihre Männer möglichst lange in der strengen Zucht des Militärdienstes behalten werden."

Interessiert Sie das?

DER SCHWEIZERISCHE VERBAND VOLKSDIENST

führte im Jahre 1939 rund

hundert Betriebe

d. h. Kantinen für die Arbeiterschaft industrieller Betriebe. Speisehäuser für Post- und Bahnpersonal, Baukantinen, Milchküchen, Foyers, Studentenheime u. a. m.

Er richtete bis zum 1. Mai 1940 zu den acht bestehenden noch

126 neue Soldatenstuben

ein, die alle alkoholfrei geführt werden.

Er hat mit seinen

720 Angestellten

eine große Leistung vollbracht, die auch im Jahresumsatz von

Fr. 5,400,000.—

zum Ausdruck kommt.

Bäuerin sein —

Von bäuerlicher Seite erhalten wir diese Aufzeichnungen. Sie entstammen dem Vortrag einer Schülerin eines Hausbeamtinnenkurses, die ihre Ausbildung s. Zt. als Haushaltlehrtochter in einem Bauernhof begann. Red.

Bäuerin sein heißt, einen Beruf ausüben, der so gut und wichtig ist, wie irgend ein anderer Frauenberuf. Nur wer sein vielseitiges Wesen erfaßt hat und seinen Anforderungen gewachsen ist, wird mit der Zeit die rechte Liebe und Freude zur bäuerlichen Arbeit aufbringen.

Die Anforderungen sind heute bedeutend höher als früher, deshalb müssen der heutige Bauer, die heutige Bäuerin unbedingt über das nötige Berufswissen und -können verfügen. Oft sind es aber gerade die Bauern, die noch zu konservativ und oft zu egoistisch sind, um die Notwendigkeit einer guten allgemeinen und beruflichen Bildung einzusehen. Zu konservativ, glauben sie, daß die Kenntnisse und Erfahrungen, die sich die heranwachsenden Buben und Mädchen im Elternhause erworben haben, genügen könnten für das spätere Leben; zu egoistisch sind sie, wenn sie ihnen die notwendige Zeit zur Betätigung in der Fremde nicht einräumen wollen, weil sie entweder glauben, sie seien zu gut, um an andern Orten zu dienen, oder auf die Mithilfe im eigenen Betriebe nicht verzichten wollen.

Das Arbeitsfeld.

Ihr höchstes Ziel soll die tüchtige Bäuerin darin sehen, ihrem Lebensgefährten und ihren Kindern den Weg zu einer höheren Lebensauffassung zu weisen. Sie wird ihnen helfen, von Zeit zu Zeit den Alltag mit seinem Drum und Dran ein wenig zu vergessen; sie wird ihnen Freude an der Natur wecken, an

---

Urserental hinabsteigen könnten. Die Seppe ärgerte sich über die verlorene Zeit, und in der Nacht im fremden Gasthaus bei dem Tosen der wilden Reuß wurde ihre harte Sicherheit erschüttert.

Eine Erwartung und Erregung, wie sie sie seit Jahren nicht mehr gekannt hatte, fuhr in alle ihre Sinne, daß sie sich selber nicht begreifen konnte. Freute sie sich auf den Buben? Oder hatte sie Angst vor ihm? Wie er wohl aussah, wie er wohl war? Sie hatte sich vorher nie darum gekümmert. Aber jetzt! was wollte sie mit ihm anfangen? Arbeiten sollte er lernen, das war gewiß. Der wäre wohl in Italien bei diesen Herumständern und Schwätzern auch so ein Nichtsnutz geworden. Sein Vater legte auch am liebsten die Hände in den Schoß und träumte am hellen Tag.

Das arme Franzli! Die große Liebe war ihm nicht zum Glück gewesen. Sie — die Seppe — wußte es jetzt besser als damals, wie dem Herzen zu mißtrauen war. Wohin hatte es sie selber verführen wollen, sie verführt, als sie ihm einmal hatte trauen und nachgeben wollen! Dem war nicht zu trauen: am eigenen Gefühl hatte sie die bitterste Enttäuschung erlebt. Aber nach dem Ueberfall, nach dem schrecklichen Tag, da hatte sie es mit den Toten begraben, tief, daß es nicht wieder aufstehen und ihre Ruhe stören konnte.

Was dachte sie jetzt an diese alten Zeiten! In die Zukunft wollte sie schauen, das konnte sie ruhig. Sie tastete nach ihrem Notizbuch unter dem Kopfkissen, da standen die großen Zahlen und waren kein Trug. Für den Buben war gesorgt, mehr als gesorgt, das war die Hauptsache. Nur darauf verlassen sollte er sich nicht, arbeiten lernen sollte er!

Allmählich verwischten sich die großen Zahlen und erloschen. Die Reuß rauschte die Seppe in einen schweren Halbschlaf und ließ Bilder heraufziehen aus längst begrabenen Zeiten: das Franzli saß, in Decken gehüllt, vor der Vorlaubentreppe und schaute dem Jost glückselig lachend in die Augen — und plötzlich stand der Vater jenseits der Teufelsbrücke und streckte ihr die Hand entgegen: sie konnte keinen Finger rühren, keinen Schritt ihm entgegen gehen ... und dann hob sie doch die Arme, aber da kam der Hans Zibung über die Brücke auf sie zu ... und ein blutroter Schein zuckte über seinem Haupte.

Mit schmerzendem Kopf erwachte sie. Sie mußte aufstehen, sie konnte ja den Reisenden bis Hospental entgegenwandern.

Der kühle Talwind blies ihr von der Realp her ins Gesicht, als sie den Wiesenweg der Reuß entlang dem finstern Turm von Hospental zuging. Der Wind fing sich in ihrem dicken, weiten Rock und bauschte ihn mächtig auf. Es tat ihr wohl, sich mit aller Kraft ihm entgegenzustemmen und sich durchzukämpfen.

Wild und kühn zackte sich der Spitzliberg in den blauen Morgenhimmel hinein, in verklärtem Duft und Glanz ragten still die hellen Firnen weit hinten im Tal, und links stiegen gewaltig in dunkeln Massen die Vorberge des Gotthard auf. Die Seppe mußte wieder an das Franzli denken, wie es hier jung und schlank seinem Gatten über den Weden Berg gefolgt, und daß sein kurzes Leben vielleicht doch reich gewesen war.

Die Luft zu wandern trieb sie vorwärts. Erst als der Saumpfad der Gotthardreuß entlang abbog und steil aufwärts klomm, blieb sie stehen und schaute die Zickzackwindungen an den Hängen hinauf. Am liebsten wäre sie hier hinauf geklettert, gerade aufwärts, immer höher.

Ein paar Wanderer dort oben, eben bogen sie um eine scharfe Kehre, und etwas Kleines, das neben herlief! Jetzt standen sie still; der eine schien die Frau unten erspäht und erkannt zu haben, zeigte mit der Hand nach ihr und winkte.

Ein heller Kinderjauchzer sprang von oben aus der Stille zu ihr herab, das kleine Wesen löste sich von den andern und rannte geradewegs über Stock und Stein der Seppe zu, die wie angewurzelt aufwärts ihm entgegenblickte. Ein schlanker Knabe war es, behend wie ein Zicklein. Zuletzt stolperte er, überkugelte sich, aber blitzschnell stand er wieder auf den Beinen und flog der Seppe mit einem wilden Ansturm in die Arme. Sie mußte sie öffnen, um ihn und sich zu halten und nicht zu straucheln, dann reckte er zwei magere Aermchen hoch an der aufrechten Frau hinauf und riß ihren Kopf zu sich herunter.

„Seppe," jubelte er, „Gotte Seppe! Ich bin der Heini, und ich bin so gern zu dir gekommen, so gern! Und vom Vater soll ich dich grüßen, viel- vielmal, und von der Mutter auch. Weißt, sie hat's mir selber gesagt, als sie noch bei uns gewesen ist: weißt, jetzt ist sie halt nicht mehr bei uns, Gotte, und da ist's so traurig bei uns daheim, und der Vater — ich bin schon nicht gern von ihm fortgegangen, aber die Mutter hat doch gesagt, bei der Seppe wird der Heini kein Heimweh haben, bei der Seppe wird's der Heini so schön haben, daß die Mutter im Himmel nicht weinen muß wegen ihm."

Die Seppe mußte alle Kraft anstrengen, um den stürmischen Liebkosungen des Kleinen standzuhalten, seine Begleiter gemessen zu begrüßen und ihre Aufträge und die Habseligkeiten des kleinen Reisenden in Empfang zu nehmen. Ein gut verschnürtes Bündelchen trug er selber umgehängt und zeigte es wichtig:

„Das bring ich für dich vom Vater. Aber ich zeig's dir erst daheim. Die Mutter ist's, die der Vater gemalt hat. Kommt jetzt schnell! Wo ist die Schwand?"

Endlich saß die Seppe mit dem Buben in Andermatt in ihrem Fuhrwerklein. Als das dunkle Urnerloch sie verschlang, drückte er sich an die Seppe an und versuchte, mit großen Augen die Finsternis zu durchdringen. Erst draußen unter dem spritzenden Gischt der Reuß auf der Teufelsbrücke wagte sich sein knabenhafter Mut wieder hervor.

„Wohnt auch ein Drache hier, Gotte Seppe? Weißt, den wollt ich schon töten wie der Struth Winkelried. Aber gelt, erst wenn ich groß bin? Dann tät ich mich auch gar nicht mehr fürchten."

Sie gab ihm nur einsilbige, fast verlegene Antworten, aber er mußte alles anstaunen und fragen und dazu noch alle Erlebnisse seiner großen Reise vor ihr ausschütten.

Allmählich sank aus der wilden Bergwelt des Reußtales die Müdigkeit auf des Kleinen erregte Sinne. Er nickte ein und wurde unsanft an die Wagenkante geschleudert. Die Seppe versuchte, ihn in der Ecke zu betten, aber so ungeschickt, daß der Kleine schlaftrunken und aufgerüttelt zu weinen begann und in plötzlichem Entschluß den Kopf in ihren Schoß legt.

„Aber nicht so, Seppe! Du tust mir weh. So mußt du mich halten, so hat's die Mutter immer gemacht."

Er hob die Augen ernsthaft zu ihr empor, als ob er fragen wollte: „Warum kannst du das nicht?"

Ihr Arm wollte sich der ungewohnten Stellung nicht recht bequemen, und bald fuhr der Kleine wieder empor und jammerte:

Kleiner Anruf

Es wird heute viel von uns Frauen verlangt. Wir sollen und müssen in unruhvoller Zeit die üblichen täglichen Pflichten wie sonst erfüllen; zusätzlich kommt für viele dazu, daß sie anstelle des Mannes seine oder einen Teil seiner Arbeit tun müssen; daß ihnen die Erziehung der Kinder obliegt, ohne daß väterlicher Einfluß seinen Teil dazu leisten kann; daß Entscheide geschäftlicher, wirtschaftlicher, erzieherischer Art von der Frau allein getroffen werden müssen; daß fürsorgerische Aufgaben aller Art ihre Arbeitskraft dringlich verlangen u. a. m.

Für viele ist der heutige Pflichtenkreis fest umrissen, sie fühlen sich eingereiht in das große Heer aller zum Dienst an der Heimat Berufenen und das Gefühl, an seinem Platz zu stehen, mit bereiten und gütigen Kräften ein Tages-Pensum zu leisten, gibt guten Mut, stärkt den Rücken, läßt grad und aufrecht den Weg durch ernste Zeit gehen, Tag um Tag.

Für viele andere ist der Pflichtenkreis weniger fest umschrieben, vielleicht haben sie zwingende Verpflichtungen familiärer oder beruflicher Art, die sie aber nicht voll beanspruchen, sie haben nur für kürzere und unbestimmte Dauer Arbeit, oder eine schwankende Gesundheit erlaubt ihnen nicht, sich größeren Diensten zu verpflichten, sie möchten in bedrängter Zeit viel tun und können nur wenig leisten, oder sie sehen als wenig an, was sie tun, weil sie fühlen, daß, generell gesehen, große Leistungen nötig sind, die nun gerade sie nicht vollbringen. —

Ihnen ist zu sagen, daß dieser Tage eine Zeile aus einem Briefe der Schreiberin sehr im Gedächtnis haften blieb. Es hieß da lakonisch:

„Liebe Deine Aufgabe!"

Drei Worte die ein seelisches Tagesprogramm oder sagen wir ruhig, einen Tagesbefehl für jeden neuen Tag enthalten. Liebe Deine Aufgabe, ganz gleich ob sie groß sei oder klein, ob Du sie wichtig findest oder nicht, ob sie von anderen anerkannt werde oder nicht, ob sie dir Freude mache oder nicht. Wenn es Deine Aufgabe ist, also das nun einmal für Deinen Tag gesetzte Pensum zu erfüllender Pflichten, so sage ein großes Ja dazu, gehorche dem Gebot, das aus den Umständen der persönlichen Lage und der Zeit an Dich gestellt ist und gehorche nicht mit dem Unmut der Beschämung, sondern in einer ganz einfachen Bereitschaft, in der weder du noch deine Arbeit groß sind, in der aber dann ein drittes groß oder doch größer werden kann: die innere Freudigkeit, die Liebe zur Aufgabe, die dann als Wärme und Kraft auch in anderem sichtbar werden wird. -t-

---

frohem Gesang, Musik und gutem Lesestoff. Ordnung und Reinlichkeit, ein froher Mut und treue Fürsorge können auch bei bescheidenen Mitteln ein gemütliches Heim für die eigene Familie und die Dienstboten schaffen, wo es vor allem den Männern wohl ist, und Bauer und Knechte vom unnützen „Wirtshaushocken" abhält. Eine gute Erziehung der Kinder ist für deren ganzes Leben von größerer Bedeutung, als aller Reichtum.

Als Hausfrau sorgt die Bäuerin vor allem für eine zweckmäßige Ernährung und Bekleidung, für die Gesundheit und das allgemeine Wohlbefinden ihrer Hausgenossen. Sie muß richtig wirtschaften können und vor allem mit den vorhandenen Mitteln auszukommen versuchen. Aus diesem Grunde ist der Stolz jeder Bäuerin der eigene gutgepflegte Garten und „Pflanzplätz". Dort wird sich zeigen, was sie von zweckmäßiger Bodenbearbeitung, Düngung und Platzeinteilung versteht. In der Blumenpflege ist manche Bäuerin eine wahre Künstlerin. Aber auch Gewürz- und Arzneikräuter dürfen in keinem Bauerngarten fehlen. Auch während den Wintermonaten sollte die Familie möglichst von selbsterzeugten Nahrungsmitteln ernährt werden können. Die Haushaltungskosten werden um so niedriger, je einfacher die Familie lebt, je mehr selbstproduzierte Früchte, Gemüse und Getreide verwendet, und je weniger alkoholische Getränke genossen werden. Auch dies hängt zum guten Teil von den Kenntnissen und vom guten Willen der Bäuerin ab. Nicht vergeblich heißt ein altes Wort: „Es kann die Bäuerin mit der Schürze mehr aus dem Hause tragen, als der Bauer einfährt mit dem Erntewagen."

Der Bauer ist der verantwortliche Leiter des Gutsbetriebes und das Haupt der Familie. Aber seine Frau soll nicht seine Sklavin sein und auch nicht bloß seine Dienstmagd, sondern Beigeordnete und nicht untertan. Wenn sie das sein will, muß sie die ganze Verantwortung mittragen helfen. Wichtige Entscheide in allen Gebieten werden meist gemeinsam besprochen, so daß, wenn die Bäuerin tüchtig und gesund ist, sie bei längerer Krankheit ihres Mannes, oder als frühe Witwe, selbständig den Betrieb führen, und ihn so ihren Kindern erhalten kann. In diesen Fällen muß sie vor allem auch einige Kenntnisse aus dem Gebiete der Geldwirtschaft besitzen. Auch gegenwärtig ist dies von großem Nutzen, wenn der Bauer und die Knechte immer wieder zum Aktivdienst einrücken müssen.

Gewöhnlich besteht zwischen männlichen und weiblichen Arbeitskräften eine gewisse Arbeitsteilung, aber ebenso wichtig ist auch die Arbeitsvereinigung. Unentbehrliche Gehilfin ist die Bäuerin bei Heu- und Getreide-, Obst- und Kartoffelernte. In Weingegenden beansprucht auch der Weinbau die Arbeitskraft der Bäuerin in hohem Maße.

Meist werden einzelne Zweige des bäuerlichen Betriebes von ihr selbständig geleitet. Vor allem bei Gemüse- und Beerenkultur. Eine der wichtigsten Nebenerwerbszweige bildet auch die Hühner- und Schweinehaltung. Sie muß unter besonderer Berücksichtigung des betriebseigenen Futters, wie Abfallgetreide etc. möglichst zweckmäßig und gewinnbringend gestaltet werden. In klein- oder mittelbäuerlichen Verhältnissen ist es besonders notwendig, daß neben dem eigentlichen landwirtschaftlichen Betriebe auch noch andere Erwerbsquellen flüssig gemacht werden, um die oft spärlichen Bareinnahmen zu vermehren.

Die Bäuerin soll vor allem darauf dringen, daß der Betrieb so vielseitig gestaltet wird, daß er eine ausgiebige Selbstversorgung des Haushaltes erlaubt. Einseitige Graswirtschaft kann dem Haushalte oft nur Milch, vielleicht noch Obst und Most liefern. Dies trifft in besonderem Maße zu, wenn die Bäuerin kein Gemüse pflanzt. Ackerbaubetriebe liefern dem Haushalte Mehl, Brot, Kartoffeln, Milch und Milchprodukte, Gemüse, Obst, Fleisch, Eier, Getränke, Holz und in vielen Fällen sogar noch Oel und Gespinste.

Die Selbstversorgung im bäuerlichen Haushalte gibt einen gewissen Maßstab für den Grad der im Hause herrschenden bäuerlichen Kultur. Die Versorgung mit Lebensmitteln, die auf eigenem Grund und Boden gewachsen sind, vermitteln ein gewisses bäuerliches Selbstbewußtsein. Wo es erhalten bleibt und in gesundem Rahmen gepflegt wird, dort wird man auch die bäuerliche Eigenart in Denkweise, Kleidung und Wohnung pflegen.

Für die schweizerische Volkswirtschaft ist weitgehende Selbstversorgung des bäuerlichen Haushaltes von großer Bedeutung, denn wer im Inland gewachsene Lebensmittel in größerer Menge verbraucht, hilft mit, daß unser Geld im Lande, und zum Teil in der Familie bleibt.

Es wäre ein Vorteil, wenn die Stadtfrau ihre größeren Einkäufe im Herbst, direkt vom Bauern selbst bezöge. Wenn sie jedes Jahr wiederkehrt, wird sich der Lieferant die größte Mühe geben, sie vorteilhaft und gut zu bedienen; auch in schlechten Jahren.

Wer seine Lebensmittel alle nur im Laden kauft, der vergißt nur zu leicht, wie viel Mühe und Arbeit nötig waren, um sie zu erzeugen. Er vergißt, wie oft bangende Menschenaugen am Himmel gehangen haben, ob der ersehnte Regen falle, ob drohende Hagelwolken, ohne Schaden anzurichten, wohl vorüberziehen, ob kein Frost die Bäume oder Reben schädige. Er weiß auch nicht, mit wie viel Mühe und Sorgen tierischen und pflanzlichen Schädigungen abgewehrt wird. Er kauft, zahlt und ißt!

Meisterin und Fürsorgerin.

Ein oft schwieriges Problem sind die Dienstboten. Wenn es schon im Privathaushalte schwierig ist, gute Kräfte zu erhalten, wie viel schwieriger ist es erst im bäuerlichen Betriebe! Hier wird besonders die Bäuerin viel dazu beitragen können, diese Not zu beheben. Als Meisterin soll sie vor allem ihren weiblichen Dienstboten in jeder Verrichtung ein Vorbild sein. Freundlichkeit und milde Strenge helfen ihr mehr, als Wutausbrüche und ewige „Zänkereien".

Als Fürsorgerin vergesse sie neben dem materiellen auch das geistige Wohl ihrer Dienstboten nicht. Sie stärkt ihnen das Selbstvertrauen und die Freude zum Schaffen, wenn sie sie als ganze Menschen und wertvolle Mitarbeiter behandelt. Familienanschluß ist in ländlichen Verhältnissen selbstverständlich. In Großbetrieben mit vielen männlichen Angestellten ist eine Dienstbotenstube am Platze, aber auch dort soll die Meisterin zum rechten sehen. Sie wird Grobheiten gegen Mensch und Tier und dummes Geschwätz nicht dulden. Vielmehr wird sie ihnen interessanten Lesestoff, der beruflich oder allgemein weiter bildet, zur Verfügung stellen. Auch Spiele aller Art sind sehr geschätzt.

Je mehr die gute Meisterin auch Fürsorgerin ihrer Angestellten ist, je leichter wird es ihr fallen, immer gute und treue Dienstboten um sich zu haben, denen sie auch die Kinder bei ihrer Abwesenheit anvertrauen darf.

Je besser die Hausfrau für ihre Hausangestellten sorgt, umso weniger wird sie der dummen Ansicht sein, daß ihre Söhne und Töchter zu groß und zu gut seien, um im fremden Hause zu dienen. Es tut jedem Menschen in mancher Hinsicht gut, seine Füße eine Zeit lang unter einen fremden Tisch zu strecken, und sich einem fremden Willen zu unterziehen. Vor allem möchte ich hier jedem Bauernbuben und jedem Bauernmädchen, neben dem Weschlandjahr, ein

landwirtschaftliches Lehrjahr

empfehlen.

Im Bernbiet waren es die Bernerbäuerinnen, die vorangegangen sind und eine landwirtschaftliche Haushaltlehre geschaffen haben. Diese will schulentlassenen Bauerntöchtern Gelegenheit geben, im Haushalte einer tüchtigen Bäuerin und unter deren Leitung eine planmäßige Lehrzeit von 1—2 Jahren durchzumachen. Aber auch Mädchen aus städtischen Verhältnissen steht dieses Lehrjahr offen, was sich bereits viele zunutze gemacht haben.

Zur eigentlichen Berufsausbildung der Bäuerin gehört neben der Hausdienstlehre auch der Besuch einer landwirtschaftlichen Haushaltungsschule. Es ist sicher, daß diese nicht ersetzt werden kann. Die überfüllten Haushaltungsschulen, in den Kantonen wo die landwirtschaftliche Haushaltlehre eingeführt ist, leisten den Beweis, daß die Schulen dadurch gar nicht schlecht wegkommen. E. Bi. (Schluß folgt.)

Bei Rheuma, Ischias, Gicht, Gelenkleiden, Erkältungskrankheiten aller Art
helfen rasch
Parapack-Packungen
Kräftigste Belebung und Anregung aller Organe. Ausscheidung schädlicher Stoffwechsel-Schlacken. Wissenschaftliche Broschüre gratis
Parapack-Institut, Zürich 2
Venedigstraße 2, beim Bahnhof Enge, Tel. 59346
Ärztliche Leitung

Was sagt die Leserin?

Sollen Frauen schießen lernen?

Zu „Sollen die Frauen schießen lernen?" wird uns geschrieben:

Eine strümpf- und socknstrickende Urschweizerin, die weder paddelt noch schwimmt, weder schießt noch turnt oder sonst Sport treibt, also ein bißchen eine altmodische, möchte auch einige Gedanken zu dieser aktuellen Frage äußern.

Vorerst etwas Grundsätzliches. Wenn man eine Sache taxiert, soll man immer die richtige Einstellung dazu haben, d. h. die Sache als solche werten, nicht deren eventuellen Auswirkungen, denn diese sind gewöhnlich die Folge, was ein Charakter aus einer Sache macht. Wenn ein Ding an sich gut ist, so bleibt es gut, auch wenn der Mensch es zu Schlechtem braucht; ist eine Sache in sich schlecht, so bleibt sie es, auch wenn ein ganz Schlauer äußere Erfolge daraus erzielt.

Was hat es abgesetzt (besonders unter den Frauen) als die erste Frau studierte, Auto fuhr, Flugzeug lenkte und um ein Schuß Lächerlichkeit beizumischen, ... sie sich die Haare schnitt! Die meisten Frauen finden immer, wenn sich etwas für sie nicht schicke, oder aus irgend einem Grunde nicht möglich sei, so sei es auch an den andern tadelnswert.

Als Leonardo da Vinci das erste Flugzeug gebaut, hat er es wieder zertrümmert, mit dem Hinweis, man könnte so etwas den Menschen nicht anvertrauen. Er war nicht nur einer der größten Künstler, sondern auch einer der weisesten Menschen, denn was ist die Flugmaschine heute? Aber es sind die Menschen, die den Fluch daran heften! Der Freiburger Mönch, der das Pulver erfand, ahnte er wohl die Tragweite seiner Erfindung für die Menschheit?

Das Schießen ist heute ein Sport, ein exakter, im Ernstfalle ein todbringender: aber an das Geschlecht ist er nicht gebunden. Denn was für eine Frau in Mexiko, im Urwald, notwendig und selbstverständlich ist, ist auch in Europa keine so große Ungeheuerlichkeit, wenn auch die Bedürfnisse normalerweise nicht ganz die gleichen sind. Gewiß, die Frau als Spenderin des Lebens, soll nicht töten und die Frau als Soldat wird und soll immer eine Ausnahme sein! Aber wenn sie Mut dazu und Freude daran hat, ist das Schießen für die Frau gar nicht so etwas Aburdes; und man kann auch Leben damit verteidigen. Ich weiß wohl, unser General und der FHD-Divisionär wollen keine schießenden Frauen, aber wir wissen nicht, was noch über unser Land kommt, und wohl dem, der sich selber verteidigen kann, wenn Not an ihn kommt! Nicht schimpfen auf die moderne Frau, die schießen lernen will; es gibt ihr in der Stunde der Gefahr mehr innere Sicherheit.

Maria Gander, Luzern.

Nochmals „Schießkurse für Frauen"

Zur Frage „Sollen Frauen schießen lernen", die in Nr. 22 unseres Blattes berührt wurde, mag folgendes noch interessieren:

Die „Tat", das Organ der „Unabhängigen", hatte die Frauen zum Besuch von Schießkursen aufgefordert, zu denen sich ca. 300 Frauen gemeldet hatten. Nun aber berichtet sie, daß die Kurse vorläufig unterbleiben müßten, „da für diesen Zweck keine Munition zur Verfügung gestellt werde. Dem Oberkommando der Armee erscheine die Sache „nicht als erwünscht".

F.H.D.

Zu einer Erfahrung aus dem zivilen FHD wird uns geschrieben:

„Nicht obligatorisch"

Den ganzen Winter über wurde Land auf und Land ab fleißig genäht, und Berge von Bett- und Krankenwäsche stapeln sich nun und nach auf. Natürlich sollte diese Wäsche nun auch noch gewaschen werden, bevor sie dem Gebrauch übergeben werden kann. Es heißt zwar in einem Schreiben des Generaladjudanten, das Waschen sei nicht obligatorisch!

Nun aber gibt es Land auf und Land ab auch Frauen, die ohne weiteres der Meinung sind, daß all diese schöne, ungebleichte Wäsche, die in Tausenden von Häusern genäht, in oft etwas primitiven Lagerräumen aufgestapelt worden ist, selbstverständlich gewaschen werden muß. Hätten die Herren einmal die unappetitliche braune Brühe gesehen, die durch das Kochen solcher Wäsche entsteht, sie hätten wohl eine Verfügung erlassen: das Waschen ist obligatorisch. Denn was da an Staub, Appretur, öligen Bestandteilen, lieblichen Gerüchten usw. beim Sieden gelöst wird, das ist ganz gewaltig.

Um dem Roten Kreuz die großen Ausgaben abzunehmen, die eine solche Brüh-Prozedur verursachen würde bei Quantitäten, die für das ganze Land in die Hunderttausende gehen, hat man da und dort auf die Frauen in einem öffentlichen Aufruf appelliert, mit dem Erfolg, daß in kürzester Zeit aus allen Schichten der Bevölkerung die größten Wäsche-Vorräte abgeholt würden zur freiwilligen Besorgung. Eine „Freiwillige" besorgt mit einigen Pfadfinderinnen Ausgabe und Entgegennahme, die örtliche weibliche Berufs- und Fortbildungsschule stellt z. B. ihre Bügeleinrichtung zur Verfügung, in allen Gärten flattern Bettücher und Hemden, auf denen das rote Kreuz leuchtet, und am zweiten Tag der Ausgabe steht am Lokal: Ausverkauft. Dem Roten Kreuz ist ein finanziell und hygienisch wichtiger Dienst geleistet, den Kranken, die einmal in dieser Wäsche gesund werden sollen, ist für Reinlichkeit und Appetitlichkeit gesorgt, und in der großen Schar der Hilfsbereiten ist das frohe Gefühl lebendig geworden, daß man auch sie brauchen kann und sie dem Vaterland in aller Stille notwendige Arbeit leisten können. Also, Herr Generaladjudant, wir bitten Sie, erklären Sie schleunigst in diesen warmen Sommertagen: Das Waschen der gesamten Rot Kreuz-Wäsche ist obligatorisch.

Daß es dringend notwendig ist, kann Ihnen jede Frau bezeugen, die selber sich dieser Aufgabe angenommen hat: Es ist eine elementare Forderung für Reinlichkeit und Hygiene in der Krankenpflege. El. St.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Hausfrauenverein Zürich und Umgebung. Mittwoch, 12. Juni, 19 Uhr, im Kirchgemeindehaus am Hirschengraben. Vortrag von Dr. Rosa Schudel-Benz über Einführungskurse und praktische Übungen des Frauenhilfsdienstes Zürich. Gäste willkommen.

Zürich: Lyceumclub, Rämistr. 26, 10. Juni, 17 Uhr: Trachten einst und jetzt. Vortrag mit Lichtbildern von Agnes Laur. Eintritt 1.50.

„Und dein Rock kratzt und beißt mich im Gesicht. Warum hast du einen so häßlichen, groben Rock an?"

Sie hatte ihre seidene Schürze vorsorglich zusammengelegt und in das Bündel gesteckt. Schnell entschlossen holte er aus seinem Umhängetäschchen ein feines Seidentüchlein hervor, schmiegte seine Wange hinein, bettete sich am Herzen der Seppe und zog ihren Arm herab, daß er ihn umschlang.

Steif und ohne sich zu rühren, saß die große Frau im Wagen und schaute mit einem fast hilflosen Ausdruck auf das Kind, das so ganz Ungewohntes, Neues von ihr verlangte. Es trug Franzlis feine Züge, hatte Franzlis blondes, weiches Haar, und die ganze zarte Lieblichkeit der kleinen Schwester hielt sie wieder in ihren Armen. Nur die Augen, die da unter den langen dunklen Wimpern ruhten, hatten einen klaren, festen Ausdruck, wie er Franzlis Augen fremd gewesen war. Die Augen der Seppe hatte der Kleine, aber das wußte sie nicht. Ihr war nur etwas Starkes daraus entgegengeblitzt, das geheiterstem Einlaß begehrte in ihr Herz, das sie so sorgsam lange Jahre hindurch verschlossen und behütet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Madame de Staël und Napoleon

Hörspiel in sieben Bildern von Rosa Schudel-Benz.

Eine genußreiche Stunde bereitete Radio Zürich kürzlich seinen Hörern durch die Erstaufführung des Hörspiels „Madame de Staël und Napoleon" von Rosa Schudel-Benz. Die Hauptrollen wurden durch hervorragende Darsteller verkörpert. — Arthur Welti als Napoleon, Margareta Schell als Madame de Staël, Hans Bänninger als General Junod, und Rita Liechti als Madame Recamier, sie alle, sowie die Darsteller der Nebenrollen, gaben in flottem Zusammenspiel ihr Bestes um dem neuen Hörspiel der bekannten Zürcher Autorin den verdienten Erfolg zu sichern. Wir erleben das still-barbarische Streben der berühmten Germaine de Staël um die Zuneigung und die Gunst des großen Korsen, der die unglückliche Liebe der Schriftstellerin mit verletzender Kühle, ja, mit eisiger Höflichkeit erwidert. Napoleon, dem Selbstbewußten, willensstarken Eroberer ist diese ungewöhnliche Frau, die zuweilen eine spitze Feder führt, unsympathisch, ja unheimlich. — Er, der es gewohnt ist, nur schöne sehr weibliche Frauen mit seiner Gunst zu beglücken, er, der aus der patriarchalischen Gebundenheit an seine korsische Heimat heraus „jene Frauen am meisten ehrt, die die meisten Kinder gebären", ist keinesfalls gewillt, sich von einer Exaltierten erobern zu lassen. — Nach einer erregten Auseinandersetzung im Polizeipräsidium in Paris, wo die beiden überragenden Gegenspieler ein leidenschaftliches Wortduell ausfechten, verhängt Napoleon persönlich den Bann der Landesverweisung über Germaine de Staël, deren standhafte Zuneigung ihm lästig wird. Er sieht in ihr nur eine gefährliche Intrigantin und Unruhestifterin. — Schloß Coppet am Genfersee wird künftig der unfreiwillige Aufenthaltsort sein für die „geistvollste Frau ihres Zeitalters".

Bei der letzten, verröhnenden Begegnung zwischen Napoleon und Madame de Staël vierzehn Jahre später in deren Wohnung zu Paris klingt noch einmal das große Wort Napoleons aus seiner Glanzepoche auf, das nun, im Zeichen seines Niederganges, eine neue, dunkle Bedeutung erhält: „Es gibt zwei Mächte in dieser Welt: das Schwert und den Geist. Auf die Dauer aber wird das Schwert stets vom Geiste geschlagen." M. J.

Giuseppe Zoppis „Ottocento"

Manch ein Freund der italienischen Sprache und Literatur wird diesen zweiten, dem 19. Jahrhundert gewidmeten Band der Zoppischen „Antologia della letteratura italiana ad uso degli stranieri" besonders willkommen heißen.*

Dies weitgespannte „Ottocento" umfaßt die Jahre 1796—1915 und gliedert sich in drei Epochen: die Napoleonische, 1796—1815, mit einem Dichter hoher Eingebungs- und Gestaltungskraft, Foscolo, den seine Verbannung auch in der Schweiz umhertrieb: die Epoche des Risorgimento, 1815—1861, mit dem ebenfalls in unserem Land Zuflucht und Sammlung suchenden Seher, Streiter und Dulder Mazzini, mit Leopardi, Manzoni und Italiens genialstem, an der Eidg. Techn. Hochschule unvergessenen Literarhistoriker De Sanctis: die Epoche der ersten ca. fünfzig Jahre des italienischen Königreiches, 1861—1915, mit den Meistererzählern Verga, Fogazzaro, Matilde Serao, mit den einander so bedeutsam ergänzenden Lyrikern Carducci, Pascoli, D'Annunzio und dem hervorragenden, eben erst verschiedenen römischen Dialektdichter Cesare Pascarella. Zu diesen zwölf Namen — fast alle von großem Klang — treten dreißig andere, gewiß nicht klanglose, von denen man kaum einen missen möchte, oder nur, um ihm gegen einen persönlich geliebteren einzutauschen, vielleicht gegen Alberto Cantoni, den Humoristen und Vorläufer Pirandellos oder gegen Carlo Dossi, den originellsten Vertreter der dritten italienischen Romantik. Doch gerade einer anthologischen Bemühung wird es niemals beschieden sein, alle Sondergelüste zu befriedigen.

Sein Verständnis für die Bedürfnisse und Möglichkeiten nicht ausschließlich literarisch gerichteter und doch literarisch interessierter Leserkreise bezeugt Zoppi mit leichtfaßlichen Einführungen in die einzelnen Epochen und Autoren, sowie mit bedächtiger Auswahl der Texte. Diesen sind zudem wort- und sacherklärende Fußnoten beigefügt. Den Literaturbeflissenen dienen bestens auch die bibliographischen Anmerkungen.

Zweifellos empfiehlt sich der Besitz dieses mit ganzer Hingabe gearbeiteten prächtigen Haus- und Schulbuches. Dem Leser, dem Lernenden ebnet es den Zugang zu einem kulturell und literarisch bewegten Jahrhundert, zu Traum und Tat heroischer Geister und Gestalter, zu ebelsten Lebenswerten und Kunstformen, die heute noch für uns allem Weltgeschehen zum Trotz, überzeugend und bestimmend bleiben. E. N. Baragiola.

* Verlag Mondadori in Mailand. 700 Seiten, brosch. und in Leinwand geb. — Wie den ersten, über das „Rovecento", verfaßt Vincenzo Costantini auch diesen Band mit zahlreichen, allerdings nicht durchweg beglückenden Kunstreproduktionen. Das Gesamtwerk wird aus vier einzeln erhältlichen Bänden bestehen.

Wo kauft die Frau in Zürich?

Wer gut verdaut, ist gut gelaunt!
YOGHURT „AXELROD"
VZM
Vereinigte Zürcher Molkereien

Pyrowurst
gut und haltbar
Qualitätsvergleiche überzeugen.
Pyro-Pains
der gute Brotaufstrich
OTTO RUFF / ZÜRICH
WURST- UND CONSERVEN-FABRIK

Gerstlauen
TEA-ROOM
Bleicherweg 11-13 · Seefeldstr. 40 · Telefon 3 49 94
Bekannt für Qualitätsgebäck

Vertrauenshaus
für gepflegte Ia.
Wäsche-Aussteuern
noch denkbar preiswert und weit unter Tagespreis
bei
MÜLLER x Sommerau
THEATERSTR. 8 b. BELLEVUE ZURICH

Schnittmuster
nach Maß und jedem Modebild mit Garantie für tadellosen Sitz.
Individuelle Kurse im Zuschneiden, Nähen, Verarbeiten, Anprobieren.
Verlangen Sie unverbindlich Prospekt Nr. Z 31
Modeberatung der Fachschule Friedmann
Weinbergstr. 31, Zürich 6

Burespäck
Bauernschüblinge
Waadtländer Saucissons
Bündner Beinwürste
Engadiner Hauswürste
Hallauer Würste
Weine
Spirituosen
A. Galliadi
Kuttelgasse 3
ZÜRICH

Dipl. Pédicure
Manicure
Schönheitspflege
Tel. 44420
Ia. Referenzen
Frl. B. Streuli
Hottingerstraße 2, Zürich
beim Heimplatz

Corset-Spezialgeschäft
Josy Glutz-Bolli
VORMALS MILLY HUBER
ZÜRICH 1 Rennweg 9, Entresol
Telephon 3 59 96 Lift
VERKAUF · REPARATUREN ÄNDERUNGEN
ANFERTIGUNG SÄMTLICHER MASS-ARBEITEN

Kühlschrankfabrik
Imber A.-G.
ZÜRICH
Haldenstrasse 26
TEL. 3 13 17.
Gegründet 1863
Aelteste und größte Spezialfabrik für komplette
Servierbüfettanlagen
Gläserschränke
Glacéanlagen
Kühlschränke
Kühlraumisolierungen
Kühlvitrinen
Spüleinrichtungen
aus rostfreiem Chromstahl
Bitte verlangen Sie Projekte und Kostenberechnungen

Bandagen- und Sanitätsgeschäft
A. Ammann-Notz
Bandagist. Orthopädist Tel. 7 51 41
Löwenstraße 31, Zürich
Krampfadernstrümpfe nur vom Fachgeschäft

E. Kellenberger Söhne
ZÜRICH - Hohlstr. 110 - Tel. 38796
LANDESPRODUKTE EN GROS
Spezialität: Kartoffeln, Zwiebeln, div. Wintergemüse, Lageräpfel etc.

Wo kauft die Frau in Winterthur?

Dampfbügelanstalt „Jungborn" Winterthur
Inh.: G. Klemm Pfarrgasse 2 Telephon 2 68 05
reinigt chemisch, färbt, dekatiert, imprägniert und repariert

Wolle und Garne
kaufen Sie gut bei
F. Müller-Schoch
Stadthausstr. 14, Winterthur
Gratis-Anleitung

Probieren Sie selbst
bald werden Sie spüren, was mit Ambrosia an Geschmack und Nährwert gewonnen und an Geld gespart werden kann. Achten Sie auf den feinen süßen Nußgeschmack.
SPEISEOEL Ambrosia

Salat
mit dem feinen, milden
Obstessig
Mosterei Zweifel Höngg
Telephon 6 77 70

Küchen- und Haushaltgeräte
in prima Qualität und großer Auswahl kaufen Sie vorteilhaft bei
A. FIERZ ERBEN
Steinberggasse 61, Winterthur

J. JUNG
GLASEREI
WINTERTHUR
Technikumstraße 32
Telephon 2 69 46
Ausführung sämtlich. Reparaturen von Glaser- und Schreinerarbeiten

Sparen
Kampf dem Verderb das Gebot der Zeit!
Hausfrauen!
Neueste vollautomatische
Elektro-Kühlschränke
Ia Schweizerfabrikat
50 % billiger
als die bisherigen, fremden Fabrikate, helfen Ihnen sparen und die Speisen vor dem Verderb zu schützen.
Attest der Prüfanstalt E.T.V. Vorteilhaftester Betrieb, keine Unterhaltung, keine Wartung.
Lieferbar auf Bestellung jeder beliebigen Größe und Ausstattung.
direkt ab Fabrik:
STÖCKLI & ERB KÜSNACHT-ZCH.
TELEPHON 91 05 31
Verlangen Sie Offerte oder unverb. Besuch!

Caranol! Caranol!
tut Parkett und Inlaid wohl!
Das sparsame Bodenpflegemittel der Firma Dr. A. Landolt AG., Zofingen.
Glänzt und reinigt,
ist sparsam und hygienisch
1 Liter Fr. 3.40 5 Liter à Fr. 3.20 p. Liter

Wir reinigen chemisch und desinfizieren zugleich Kleider, Vorhänge, Teppiche etc. nach neuestem, schonendstem Verfahren
Wir färben ihre Garderobe in allen Modetönen
Wir plissieren, dekatieren, imprägnieren
TRAUERKLEIDER innert 24 Stunden ohne Zuschlag
Seit 80 Jahren gut, prompt, billig
Färberei und chemische Waschanstalt A/G
WÄDENSWIL / ZÜRICH TELEPHON 95 60 58 GEGR. 1857
Hauptfilialen in Zürich: Seefeldstraße 17 Telephon 2 25 66
Badenerstraße 60 Telephon 5 20 41
Birmensdorferstr. 240, Telephon 5 85 72
Forchstraße 92 Telephon 2 67 11

TRINKT
FA-MO-SAN
das wirklich feine, gesunde, naturelle, alkf. Hausgetränk. – Famosan mundet wie Süßmost, ist aber 2mal billiger. Famosan ist jedermann zuträglich, frei von Chemikalien bereiten Sie sich Famosanselbst mit den Famosan-Substanzen, erhältlich in Pack. für 20, 50 und 100 L. à Fr. 2.65, 4.90 und 9.– in Drog. oder von
H. Halter, Wallisellen-Zch.

Seit 50 Jahren
schätzen die Hausfrauen
MEYER'S TEIGWAREN
wegen ihrer Güte und Ausgiebigkeit.
GESCHW. MEYER, Teigwarenfabrik, Lenzburg
gegr. 1890
Ein von Frauen geleitetes Unternehmen.

Schweizerware kaufen heißt Arbeit schaffen

Verkaufsmagazine in:
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, LaChaux-de-Fonds, Luzern, Schaffhausen, Neuausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

MIGROS

Ueber Kommendes

Die unmittelbare Kriegsgefahr für unser Land erscheint für einmal vorüber. Beten wir im stillen für die, die sie betroffen und die schwer leiden.

Auch wenn wir ferner vom Schlimmsten verschont bleiben, wartet unser ein grausamer geistiger, moralischer und materieller Kampf um den Bestand der Unabhängigkeit unseres Landes: Die, die Morgenluft-wittern in Weltträumen und „alte Ideale" preisgeben wollen gegen den Lebensraum der weiten Welt, werden denen gegenüberstehen, die die innern Güter und das Panier der Freiheit auch bei schwerster materieller Benachteiligung hochhalten wollen. Die Feuerprobe wird uns nicht erspart bleiben; ja, wir können eine solche schwere Prüfung nach langem Wohlleben im Frieden nicht ungerecht nennen. Freiheit muß durch Blut oder durch Seelengröße immer wieder neu gewonnen werden — — — es wird sich zeigen, ob die Eidgenossen der vierziger Jahre vor Gott, sich selbst und der Welt diese Prüfung der Treue und Hingabe bestehen werden.

Die MIGROS A.-G. künftig eine Genossenschaft

Motto: Nur wenn die Eidgenossen fähig sind, sich ganz und leidenschaftlich der Vaterlandsidee hinzugeben, wird die Eidgenossenschaft in der neuen Zeit weiter bestehen.

Der Besitzer der Migros-Aktien hat den grundsätzlichen Beschluß gefaßt, die Migros-Aktiengesellschaft in eine Genossenschaft umzuwandeln und die Genossenschaftsanteile den Konsumenten und zu einem kleinern Teile den Angestellten durch Stiftung zu schenken.

Es soll ein Genossenschaftsrat geschaffen werden, der, zusammen mit dem Stiftungsstatut, Gewähr bietet für gerade Fortsetzung des politischen und wirtschaftspolitischen Programms.

Schokolade oder Brot?

Immer noch zahlen die
Kakaobohnen
das Rohmaterial für die Schokolade
Fr. 1.— die 100 kg Zoll
Getreide
das Rohmaterial für Brot, zahlt
Fr. 3.— die 100 kg Zoll

Schätzungsweise die Hälfte des schweizerischen Schokoladenumsatzes wird von einem **internationalen** Trust „Unilac" kontrolliert. Die Brotkonsumenten sind **national.** Früher waren solche Begünstigungen nur ungerecht, im heutigen endgültigen Ernst der Zeit müssen sie als nicht vereinbar mit unserer Ehre empfunden werden. Früher konnten sie zudem mit der Rücksichtnahme auf den Export entschuldigt werden; heute ist der Schokoladenexport bedeutungslos und kann zudem durch Rückvergütung des Kakaozolles, genau wie beim Zuckerzoll, geschützt werden. Es wird wohl niemand aufstehen und behaupten, daß wir **heute** Schokolade so nötig haben wie Brot.

Frauenerwerbsarbeit in der Mobilisationszeit

Streiflichter vom Arbeitsmarkt

Eine Rechtfertigung der Frauenarbeit haben wir gegenwärtig kaum mehr nötig. Man ist den Tausenden von Frauen dankbar, die getreulich Tag um Tag ihre Arbeit in der Landwirtschaft, in Fabriken, Werkstätten, Büros, in Schulzimmern, Spitälern, in Telephonzentralen leisten, die überall in die Lücke getreten sind, sich willig umschulen ließen, die bereit waren zur Uebernahme neuer, ungewohnter Arbeit. Die Schlagworte vom „Doppelverdienertum", „Die Frau gehört ins Haus" sind unpopulär, veraltet und gänzlich gegenstandslos geworden; die harte Wirklichkeit von dreivierteljahren Kriegswirtschaft hat gezeigt, wie sehr unsere Wirtschaft auf die Mitarbeit der Frau angewiesen ist.

Die meisten der arbeitenden Frauen üben in diesen Wochen schwerster Erschütterung ihre Tätigkeit ruhig und besonnen aus. Sie treten täglich mit aller Selbstverständlichkeit zur Arbeit an, mag dieje auch gefährlich oder an gefährdetem Orte sein. Direkt an der Landesgrenze besuchten wir kürzlich eine chemische Fabrik, wo die Arbeiterinnen in langen Reihen konzentriert und flink wie immer Ampullen abfüllten und Tabletten verpackten. Wir bemerkten auch kein Zeichen von Aengstlichkeit bei den Arbeiterinnen in der Munitionsfabrik; eilig und sicher setzten sie die Bestandteile zusammen, aufmerksam füllten sie die Geschosse. Es geht in diesen Tagen eine beruhigende Wirkung aus von den vielen Frauen, die täglich auf der Straße, im Tram und in den Vorortszügen zur Arbeit gehen, und von jenen andern, die dafür sorgen, daß trotz der Abwesenheit des Mannes der Bäckerladen jeden Morgen geöffnet werden kann, daß trotzdem von Haus zu Haus die Milch verteilt wird.

Der Einfluß, den die Mobilisation und Feindseligkeiten im Ausland auf die schweizerische Wirtschaft haben, hat sich auch auf die Beschäftigung der Frauen ausgewirkt. Man hätte nach der Mobilisation im September erwarten können, daß plötzlich sehr viele Frauen Arbeit finden würden, um die von den Männern hinterlassene Lücke zu schließen. Aber das Gegenteil trat ein, es wurden mehr Frauen entlassen als neu eingestellt, teils aus einer Panikstimmung heraus, teils weil das Einrücken von leitenden Angestellten ganze Abteilungen lahmgelegt hatte. Im Laufe des Winters haben aber die Einstellungen zugenommen, aus zwei Hauptgründen: bessere Geschäftslage, sehr oft hervorgerufen durch die Kriegswirtschaft; und Fehlen der Arbeitskräfte infolge des Einrückens der Wehrmänner. Allerdings gibt es auch Wirtschaftszweige, die durch die kriegerischen Ereignisse im Ausland zu Einschränkungen und zum Abbau gezwungen worden sind. Am wenigsten Umstellungen waren begreiflicherweise nötig in solchen Betrieben, wo schon immer überwiegend Frauen beschäftigt worden waren, wie in der Textil- und Bekleidungsindustrie und in der Hauswirtschaft.

Von der Mobilisation wohl am empfindlichsten betroffen ist die Landwirtschaft. Schon seit Jahren besteht Mangel an Knechten und Mägden. Nachdem sich heute die Industrie zu Stadt und zu Land erneut stark auf die weibliche Arbeitskraft stützt, wird es umso weniger gelingen, der Landwirtschaft nur annähernd genug Hilfen für Haus und Feld zur Verfügung zu stellen. Es sind Kurse für Traktorenführerinnen eingerichtet worden, es sind die in bäuerlichen Kreisen viel umstrittenen Melkkurse durchgeführt worden; aber die Teilnehmerinnen stammen alle selbst schon aus der Landwirtschaft, bedeuten also keine zusätzliche Hilfe. Umso dringender ist deshalb der Einsatz von freiwilligen Arbeitskräften, nicht nur der Schuljugend, sondern auch der Erwachsenen, nicht nur vorübergehend, sondern den ganzen Sommer und Herbst. Ob die freiwillige Hilfe ausreichend sein wird, um den auf 100,000 Arbeitskräfte geschätzten Ausfall zu decken oder ob die Verordnung über die Arbeitsdienstpflicht zur Anwendung kommen muß, werden uns die nächsten Wochen zeigen.

In der Gärtnerei sind weibliche Arbeitskräfte ebenfalls sehr begehrt; die Gärtnerinnen sollten sich verdoppeln können.

Im Gegensatz zur Landwirtschaft hatte die Industrie selten Mühe, weibliche Arbeitskräfte zu bekommen. Heute allerdings gibt es Großfirmen, die bei dem vermehrten Bedarf Schwierigkeiten haben, genügend qualifizierte Arbeiterinnen zu finden. Wo an einem kleinern Ort mehrere Industrien niedergelassen sind, da werden die Arbeiterinnen direkt umworben. Am meisten Frauen haben die Betriebe, die der Kriegswirtschaft dienen, eingestellt, vor allem Maschinen- und Munitionsfabriken und die elektrische Industrie. Von einer Munitionsfabrik ist bekannt, daß ihre Arbeiterinnenzahl seit dem letzten Herbst von ca. 160 auf 780 gestiegen ist. Die Frauen in allen diesen Fabriken werden nicht nur für Handarbeit, sondern auch zur Bedienung von Maschinen verwendet, z. B. beim Bohren, Schleifen, Drehen, Fräsen, Stanzen, Polieren, usw., während sie vor der Mobilisation vorwiegend nur für das Wickeln von Motoren, für Meß-, Kontroll- und leichtere Hilfsarbeiten eingestellt worden sind.

Ausgesprochen gut beschäftigt sind die Betriebe, in denen Herrenkonfektion und Uniformen hergestellt werden. Es gibt dort nicht nur vermehrte Arbeit, die schon bisher gewöhnlich von Frauen verrichtet worden ist, sondern die Frauen müssen teilweise die Arbeit der Männer leisten. Ein Ersatz von Wehrmännern durch Frauen war auch in vielen Betrieben der Baumwollbranche nötig.

Trotzdem die Zahl der in der Industrie beschäftigten Frauen stark gestiegen ist, werden sie doch vorwiegend bei Arbeiten beschäftigt, die ihre Kräfte nicht übersteigen. Wo immer es möglich war, für körperlich schwere Arbeit aus den Reihen der arbeitslosen Männer oder unter pensionierten Arbeitern Ersatz zu finden, wählten die Betriebe in der Regel diesen Ausweg. Das ist nicht nur im Interesse der Gesundheit der arbeitenden Frauen zu begrüßen, es wird auch die spätere Rückbildung zu normalen Verhältnissen erleichtern helfen.

Im Frauengewerbe war um im Herbst auf einen starken Rückschlag gefaßt. Schneiderinnen und Modistinnen waren dann angenehm überrascht, als nach einer kurzen Stockung wieder ein guter Geschäftsgang einsetzte. Einen empfindlichen Rückschlag hat erst die Wiedermobilmachung im Mai gebracht. Die mitten in der Saison einsetzende Evakuation zahlreicher Familien hat einen sofortigen Ausfall von laufenden und in Aussicht stehenden Aufträgen bewirkt.

In Handel, Verwaltung und Verkehr sind nach einem anfänglichen Rückschlag weibliche kaufmännische Angestellte jetzt sehr gesucht, denn mancher Posten eines Wehrmannes wird vorübergehend durch eine Frau besetzt, wobei ohne weiteres auch verheiratete und besonders Frauen von Wehrmännern berücksichtigt werden. Dazu mußte in der Verwaltung mancher neue Arbeitsplatz geschaffen werden. Vor der Mobilisation hat sich die Nachfrage vor allem auf sprachgewandte Stenotypistinnen beschränkt. Jetzt benötigt man vermehrt vielseitig ausgebildete Büroangestellte und bilanzsichere Buchhalterinnen. Weniger günstig ist die Lage der Verkäuferinnen. Mit Ausnahme der Lebensmittelgeschäfte und einiger anderer, die je nach den Weltereignissen zeitweise fast gestürmt werden, ist der Geschäftsgang eher vermindert und neues Personal wird nicht eingestellt.

Bei der Post, beim Telegraphen- und Telephondienst hält sich die Anstellung von Frauen, abgesehen von Briefträgerinnen in einigen Städten, in sehr bescheidenen Grenzen.

Mit gespanntem Interesse ist die Einstellung von Tram-Billeteusen in Basel, Bern, Luzern und Zürich verfolgt worden. Sehr sympathisch berührt die in Basel getroffene Anordnung, daß diese Frauen nur halbwegs zu beschäftigen seien, damit ihnen doch noch die nötige Zeit zur Betreuung von Haushalt und Familie bleibt. Die Idee der Schaffung von Halbtagsstellen für verheiratete Frauen wäre auch auf andern Arbeitsgebieten nachahmenswert.

Das Hotel- und Gastwirtschaftsgewerbe macht infolge des Ausbleibens der fremden Gäste schwere Zeiten durch. Daraus schlossen viele weibliche Hotelangestellte, daß dementsprechend auch die Arbeitsmarktlage schlecht sein müsse und sie wurden anfänglich darin bestärkt durch den plötzlichen Saisonabbruch im September. Inzwischen zeigte sich aber, daß doch immer ein gewisser Bedarf an Angestellten vorhanden ist, denn die Jahresberichte arbeiten weiter, viele Saisonhotels eröffnen doch wieder, die Restaurants und Wirtschaften haben für ihre tägliche Kundschaft zu sorgen. Gegenwärtig ist ein ausgesprochener Mangel an Personal festzustellen, und zwar nicht nur der chronische Mangel an Küchinnen- und Küchenmädchen, sondern auch bei den Haus- und Officemädchen, bei den Saal- und Serviertöchtern, bei den Zimmermädchen, Lingères und Wäscherinnen; allerdings werden mehrheitlich jüngere Kräfte gesucht, während die ältern eher schwer zu vermitteln sind.

In der Hauswirtschaft hält der Mangel an Hausangestellten an, denn die Industrie ist als große Konkurrentin der Hausfrau auf den Plan getreten. Eine Erleichterung würde eintreten, wenn die Hausfrauen nicht nur junge Hausangestellte haben möchten, sondern auch bereit wären, ältere oder Tagsüberhilfen einzustellen, die in den Städten ohne Schwierigkeiten vermittelt werden können.

Die Pflegeberufe nehmen unter den heutigen Verhältnissen eine besondere Stellung ein. Krankenpflegerinnen sind ständig in großer Zahl beim Armeesanitätsdienst und in den Rotkreuzformationen tätig, während für zivile Bedürfnisse in Spitälern und Privatpflegen die Nachfrage eher zurückgegangen ist. Die Lage ist für die einzelne Krankenschwester nicht ungünstiger geworden, jedoch hat sich gezeigt, daß auf Pikett gestellte Schwestern manchmal Schwierigkeiten haben, länger dauernde Pflegen oder Dauerstellen zu erhalten. Und doch sollte man sich Mühe geben, auf diese besondere Situation der Schwestern Rücksicht zu nehmen. Auf die Arzt- und Zahnarztgehilfinnen hat sich die Mobilisation ungünstig ausgewirkt. Viele von ihnen verloren die Stelle, weil ihre Arbeitgeber einrücken mußten, während die Laborantinnen durch die Eröffnung der Militärsanitätsanstalten vermehrt Beschäftigung fanden.

Von den Lehrerinnen, den Aerztinnen und Zahnärztinnen, den Apothekerinnen wissen wir, wie sehr man heute auf jede einzelne zählt. Mancher mag es eine schmerzliche Genugtuung bedeuten, heute ebenso begehrt wie vor kurzem noch zurückgedrängt zu sein. Es darf hier wohl der Wunsch ausgesprochen werden, man möchte, wenn die Zeiten sich wieder ändern, nicht so schnell vergessen, wie gerade diese Frauen in der Not eingesprungen sind und durch ihr Wissen und Können der Allgemeinheit gedient haben.

Mit diesen Streiflichtern wollen wir den Ueberblick über die Arbeitsmarktlage schließen. Er ist lückenhaft, zumal die Frauen von Gewerbetreibenden, die ihres Mannes Handwerk so gut als möglich weiter betreiben, nicht berücksichtigt sind. Aber gerade von ihren Anstrengungen und Leistungen könnte man in einem kurzen Abschnitt zu wenig sagen.

Eine Unsumme von Arbeit wird jeden Tag im ganzen Lande herum von den erwerbstätigen Frauen getan, oft in beschleunigtem Arbeitstempo, in Ueberzeit und Schichtenbetrieb, in ungewohnter, sonst von Männern geleisteter Arbeit. Wird diese Arbeit auch angemessen bezahlt? Wird gleicher Lohn für gleiche Arbeit ausgerichtet? Es wäre ungerecht, auf diese Frage allgemein mit Nein zu antworten, denn für besonders begehrte Arbeitsleistungen wird die Frau wohl annähernd gleich bezahlt wie der Mann. Der Geschäftsherr, der seinen Buchhalter durch eine ebenso zuverlässige Buchhalterin ersetzen muß, der Apotheker, der eine fähige Vertreterin findet, sie bezahlen für gleiche Arbeit gleichen Lohn. Aber in den untern Kategorien der Büroangestellten und in der Industrie, wo Frauenarbeit Männerarbeit am häufigsten ersetzt, ist leider festzustellen, daß die Frauen mit einem geringern, oft wesentlich kleinern Lohn vorlieb nehmen müssen. Sie würden aber den Lohn des Mannes, dessen Arbeit sie leisten, verdienen, denn auch sie arbeiten zumeist, weil sie für ihren Lebensunterhalt einzig und allein auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind, oder sie tragen die Familienlasten, welche der Mann sonst zu tragen pflegt; der Zusatzverdienst, wie man das Traueneinkommen oft bezeichnet, ist zum Hauptverdienst geworden. Einem andern, wichtigen Grund hat kürzlich ein Artikel von gewerkschaftlicher Seite Ausdruck gegeben: Bei aller Anerkennung der von Frauen im Dienste des Landes geleisteten

---

Wie auch die Geschicke sich erfüllen, so bitten wir den Allgütigen um die eine Wohltat, daß er in Zeiten der Prüfung und Not nicht den einen Stand gegen den andern in Groll und Anschuldigung sich lehren, sondern alle Stände des Volkes, wie sie sich gegenseitig unentbehrlich sind, auch in Eintracht sich stützen und helfen lasse. Ob wir auch mit dem Gefühle voller geistiger und sittlicher Gesundheit vor den Allwissenden treten können, das, liebe Mitbürger, muß uns der ernste Einblick in uns selbst sagen, dem wir vor allem uns zu unterziehen verpflichtet sind, wenn wir keine abgestorbenen Glieder unseres Gemeinwesens werden wollen. Hier ist der Punkt, wo wir den Herrn um ein helles Auge und um Kraft zur Ausrottung grober Selbstliebe, des Eigenruhmes und Eigennutzes zu bitten haben.

Gottfried Keller
(aus dem Bettagsmandat 1867)

Helfet, gebt!

Kann man noch, immer wieder geben? Da die eigenen Sorgen wachsen, die Preise steigen — und da man, schon so viel gegeben hat?"

O uns dünkt, nun fange das Geben eigentlich erst an. Bisher hatten wir da und dort ein Scherflein hingegeben, immer im Rahmen unseres Budgets Sehr selten so, daß unsere gewohnte Lebensweise hätte eingeschränkt werden müssen. Heute wissen wir, daß es gar nicht mehr wichtig ist, die gewohnte Lebensweise aufrecht zu erhalten, sondern, daß es nur noch gilt, sich so zu verhalten, daß wir alle leben können: daß, wer noch hat, teilen soll mit dem, der nichts mehr hat, so gut und so lange es nur irgend geht. Wie sind wir immer noch unverdient Beschenkte, weil wir noch unser Dach, unser Bett, unsere Kleider und unser Brot haben — im Vergleich mit denen, die alles verlieren mußten.

So lasset die Bitten um Hilfe nicht verhallen. Gebet, gebt jetzt, denn jetzt tönt es wie ein verhaltener Schrei zu uns allen: die Not ist furchtbar und sie steigt noch jeden Tag. Sie ist unter uns, bei unsern Brüdern im Lande selbst und sie ist da in unerhörtem Ausmaß, bei all den Flüchtlingen in vielen Ländern. —

Es bittet um Gaben, um Kleider, Möbel, um Geld die Zentralstelle für

Rückwandererhilfe

Helfet den heimgekehrten Auslandschweizern, die jetzt aus den Kriegsgebieten fliehen mußten, aus Polen, Holland, Belgien, Frankreich etc kamen sie und konnten nichts vom ihrigen retten. Gebt rasch und viel und öffnet Eure Heime, wenn da und dort ein Einsamer so Halt finden kann.

Postcheck VIII/10,635
Zentralstelle für Rückwandererhilfe, Zürich
Badenerstraße 41

(Der Zusammenschluß der großen schweiz. Verbände: Pro Juventute, Pro Senectute, Caritasverband, Schweiz. Kaufm. Verein, Winterhilfe, Auslandschweizersekretariat und Kommission für Rückwandererhilfe der Neuen Helvetischen Gesellschaft, bietet Gewähr für richtige Organisation der Hilfe.)

Es bittet um Hilfe durch einmalige Gaben Jahresbeiträge oder Patenschaften (Sorge für ein Kind durch Fr. 10.— p. Monat während mindestens 6 Monaten) die Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für

kriegsgeschädigte Kinder,

die, wiederum in Zusammenfassung der bestehenden Hilfsorganisationen (Schweiz. Arbeiterkinderhilfe, Pro Juventute, Schweiz. Hilfswerk für Emigrantenkinder, Bund Schweiz. Frauenvereine etc.) der furchtbaren Not unter den Kindern in vielen Ländern (Polen, Finnland etc.) etwas zu steuern versucht

Postcheckkonto der Zentralstelle Bern,
Keßlergasse 26, III/4945
Lokalkomitee Zürich, Wiedingstr. 28
VIII/62,441

Helfet, gebt!

Denkt nicht mehr, ihr habet schon viel gegeben. Gebt noch mehr, weil jetzt das Elend furchtbares Ausmaß hat. Laßt uns geben, so lange wir geben können — —

Eine Kompagnie Soldaten

wie viel Leid und Freud ist das!

so tönt es der Schwester aus den weiten Hotelgängen und Hallen entgegen, wo sie ihren Dienst

in der M. S. A.

antritt. Ja wie viel Leid und Freud ist das... Sie sieht es — ihr Auge ist geübt — auf den ersten Blick: hier sind Leid und Freud dicht beieinander, hineingepfercht in die prunkvollen Räume des Grand Hotels, wo zu andern Zeiten die glänzendsten Soirées dansantes abgehalten werden. Heute ist alles zum Krankensaal umgewandelt. Lager an Lager, jedes gezeichnet mit dem roten Kreuz auf brauner Wolldecke: hier bist du in der M. S. A. Und die Soldaten? Die Patienten? Wie viel Leid und Freud ist das! Sie haben den Arm in weißer Schlinge, gehen am Stock, tragen Halswickel, Pflaster, Gipsschienen. Sie sitzen um den Tisch, die Lärmigen beim Jaß, die Stillen beim Briefschreiben, beim Lesen, beim — Teppichsticken.

Das sind alles nicht Schwerkranke! Oben in den Hotelzimmern liegen die ernstlicher Erkrankten.

Arztbureau, Untersuchungs- und Verbandzimmer bilden gewissermaßen den Mittelpunkt der zweckentsprechend verwandelten Hotelräumlichkeiten. Hier also arbeiten während Monaten Schwestern, Samariterinnen, Pfadfinderinnen zusammen, sie haben sich hiehergefunden, stramm zusammengestellt aus dem einen Wunsch und Willen: tatkräftig zu helfen, wo es not tut. Wie die Soldaten unterstehen sie dem Kommando, sind ausgerüstet nach Vorschrift, kennen Tagesbefehl und tragen Erkennungsmarke und essen in den ersten Tagen Spatz und Bundessiegel, bis „bessere Zeiten" kommen. Und dazu gehört: sie tun das alles mit frischer Disziplin! Sie wissen, daß sie hinreichende Reserven an Mut und Freudigkeit haben müssen: sie kennen genau den Beruf, nur von anderer Seite her, in anderer Umgebung. Die Anforderung bleibt dieselbe: Freundlichkeit, Takt, eine feste und doch milde, wohltuende Hand, die eben vom Herz aus das Pflegen versteht.

So übernimmt die Schwester die Arbeiten in der M. S. A., die Leitung und Pflege; so unterstellt sich in rechtem Lerneifer die Samariterin; so ist die Pfadfinderin überall zugegen, allzeit bereit für Meldedienst und Botengang. Die Arbeit ist vielgestaltig: Pflege der Kranken, Laboratoriumsdienst, Röntgen, Arzthilfe in Bureau und Verbandzimmer usw.

Da kommen täglich die Eintritte. Aber man wird sie nicht als Nummern und „Fälle" behandeln. Diese Gefahr wäre naheliegend bei der strammen Ausrichtung im Militär, Eine Ordonnanz tritt ins Arztbureau, meldet knapp: „Herr Hauptmann, melde 9 Mann von der Kontrollstelle." 9 Dienstbüchlein, 9 Krankenpässe mit Arztberichten werden abgegeben, 9 Soldaten stehen und sitzen reisemüde im Verbandzimmer nebenan: der eine hat den Arm in Polsterwatte und Schiene, 2 hinken, — verbundene Hände, verpflasterte Füße — alles wird nun Mann für Mann untersucht, Krankengeschichte vom Arzt diktiert, siebenerlei Eintrittsformalitäten pro Patient eingetragen und erledigt, die Leute werden frisch verbunden, Therapieverordnungen weitergeleitet; dann sollen sie etwas zu essen kriegen und in Saal oder Dreierzimmer Nr. soundso untergebracht werden. Alles geht nach der Regel; ein Soldat nach dem andern — wird also doch als Nummer behandelt? Denn sie sind sich ja alle gleich, feldgrau, etwas müde und unbekannt ...? Nein. Dazu sind nun eben Schwestern da, Schweizerfrauen, die wills Gott das Herz auf dem rechten Fleck haben und mit stillem hellem Blick erfassen, was so einem kranken Soldaten fehlt und wohltut in dem Moment: ein gutes Wort, ein sauberer Waschplatz, ein frischer sorgfältiger Verband und dazu etwa die Frage: woher seid Ihr, wie gehts Frau und Kind?

„Eine Kompagnie Soldaten, wie viel Leid und Freud ist das..." Sie singen es und singen es immer wieder, die Soldaten; sie wollen den Schwestern Freude damit machen und singen es dreistimmig. Es ist eine Dankbarkeit zu spüren unter diesen Patienten, die schon wissen, was es heißt: Laufgräben, Bunker bauen bei regengrauen Tagen und Nächten, lange Wochen fort von daheim. Und in eine noch dunklere Zukunft blicken. Schwestern und Patienten wissen es: wenn auch die Krankheit überwunden, die alte Kraft wieder hergestellt ist — noch ist nicht alles gut. Es ist Krieg ringsum. Es heißt: bereit sein für alles. Das hat die Schwester fest im Auge. Darum soll den pflegebedürftigen Soldaten der Aufenthalt in der MSA ein wenig zum „Daheim" werden, wo auch der inwendige Mensch erstarkt, wo neue Kräfte geschöpft werden möchten aus dem frischen Quell, der für manchen vielleicht verschüttet war. Sie tut den Dienst mit Freude. Dann kommt der Morgen, wo der Soldat „geheilt zur Truppe entlassen" wird. Er tut wieder den kräftigen schweren Gang in den alten Marschschuhen, den Tornister übergeschnallt, die Gedanken schon hingerichtet auf seine Kompagnie, die ihn wieder aufnehmen wird zu so viel Leid und Freud in der Zukunft.

Da kommt dann etwa noch eine Feldpostkarte in die MSA: „Geehrte Schwester! Bin also wieder in Hier. Habe alles gut getroffen. Es geht mir jetzt wieder prima im Dienst. Grüßet die Kameraden in der MSA. Vergesse die Tage nicht so bald dort, das könnt Ihr mir glauben. Eure Pflege war wie daheim. Mit bestem Gruß, Gefr. B."

V. W.

Arbeit sei zu befürchten, daß die billiger arbeitenden Frauen einen Lohndruck auf die Männerarbeit ausüben und einen Teil der männlichen Arbeitskräfte auf die Dauer verdrängen würden. Dieser Gefahr würde im Interesse beider Geschlechter am besten durch den Grundsatz: Gleiche Arbeit, gleicher Lohn abgeholfen. Wir fügen bei: Damit wäre auch ein großer Schritt zur Verwirklichung eines Wunsches vieler Frauen getan, daß nämlich beim möglichen Auftreten einer ungünstigeren Arbeitsmarktlage nicht wieder der unschöne Kampf gegen die Frauenarbeit einsetze, wie wir ihn in den vergangenen Jahren erlebt haben.

Schweiz. Zentralstelle für Frauenberufe.

Handgewobener Brautschatz der Bündnerin

N. B.-M. Mancherlei Sagen und Märchen des Bündnerlandes erzählen schon von den fleißigen Spinnerinnen, und lassen den ausgesprochenen Gemeinschaftssinn, der im Romanen steckt, erkennen. Der Bündner, so herb und verschlossen, ja abweisend er Fremden und andern Talbewohnern gegenüber sein kann, innerhalb seiner Sippe, bei seinen Nachbarn, hegt und pflegt er die Freundschaft. Abends setzt sich das Jungvolk in der heimeligen Bauernstube zusammen und bei fröhlichem Geplauder und Scherzen entstehen unter den flinken Händen der Mädchen die herrlichen verzierten Linnen, die köstlichen Wolltücher. Die Spinnrädchen schweigen jetzt allerdings, der Flachswickel ruht auf dem Rocken, doch die Wolle der Schafe, welche die würzigen Alpenkräutlein naschen, der Flachs, der in der guten Erde wächst, wird nun am Webestuhl verwendet. Nicht immer haben die Bauerntöchter die selbstgemachten währschaften Röcke und Schürzen getragen, es gab eine Zeit, wo sie die Hand nach billigem städtischem Tand ausstreckten und die guten Tücher nur für die Fremden und zu Verkaufs- und Verdienstzwecken anfertigten.

Vor fünfzehn Jahren etwa wurden die gelehrigen rhätischen Bauerntöchter in der Bündner-Frauenschule durch eine Tyroler Lehrerin in die Handfertigkeit des Webens eingeweiht, denn damals war unsern Landsleuten die zeitgemäße Handweberei für den Selbstbedarf des Bauernhauses noch nicht bekannt. Doch erst nach jahrelanger geduldiger Erziehung durch die Leiterin der „Webstube", die in einem abgelegenen Zitzfel des Val Müstair entstand, wurde in der ungebärdigen Jugend der Sinn für Heimkultur und ihre Schönheit geweckt, das Bedürfnis nach einem selbstverfertigten Wäschebestand wachgerufen. Die erste Braut entschloß sich, ihren Brautschatz selbst zu weben. Freundinnen und Mitweberinnen halfen mit, und nun ist inzwischen manche Aussteuer, Wäsche mit reichen Webbildern, Einsätzen und Garnituren nach altem Muster während der in den Bergen oft langen Brautzeit zustande gekommen, und der ganze Schatz wanderte in die tiefen Truhen und breiten Kästen.

Jede Art Tücher, von den Tellertüchern, Tischdecken, Leintüchern bis zu den Wolldecken und Bodenteppichen werden selbst gewoben. Die Kleider und Schürzen locken in ihrer satten Buntheit und durch Waschen und Tragen wird der Faden immer schöner.

Die Bauerntochter, die wohl Land- und Hausbesitz, aber in den seltensten Fällen bares Geld hat, um sich eine reichliche städtische Aussteuer zu besorgen, kann, so berichtet das „Heimatwerk" anhand eines Beispiels, in 1324 Stunden, also beim durchschnittlichen Achtstundentag ein halbes Jahr etwa, einen Brautschatz erarbeiten, wovon 70! Stunden auf das Weben, 252 Stunden auf das Nähen, und 370 Stunden auf das Ausschmücken entfallen. Sie braucht dazu Garne für rund 680 Franken, eine Summe, die sie sich ersparen kann, während sie für die gleiche Aussteuer 2150 Franken im Laden bezahlen müßte. Die Braut hat sich dadurch 1500 Franken selbst verdient.

Es gibt in diesen unruhigen Zeiten wohl nichts Segenvolleres und innerlich Befriedigenderes, als Produkte, die der eigene Grund und Boden hervorbringt, zu verarbeiten und sich die Bedürfnisse des täglichen Lebens aus eigener Leistung selbst zu schaffen.

Von den schönen Spinnerinnen geht die Sage, daß sie ins Tal Vulpera kamen, um den fleißigen Mädchen zu helfen und ihnen zum Abschied einen Garnknäuel gaben, von dem man so viel Stränge abhaspeln konnte, als man nur wollte. Sie sprachen dabei die bedeutungsvollen Worte: „Für deinen guten Willen Lohn um Lohn."

Behandlung der Zimmerpflanzen im Sommer

Die Zimmerpflanzen, unsere treuen Freudespender im Winter, machen mancher Hausfrau im Sommer Sorgen. Wo soll man hin damit, wenn die geschlossene Veranda, ihr bester Aufenthaltsort, Tür und Fenster öffnet und die Familie zum gemütlichen Verweilen herauslockt?

Was brauchen denn unsere Zimmerpflanzen für Pflege den Sommer über? Wir werden bei den meisten feststellen können, daß sie bei Eintreten der wärmeren Witterung kräftig austreiben. Dadurch werden der Erde im Topf auch mehr Nährstoffe entzogen und wir müssen dafür sorgen, daß genügend davon vorhanden sind. Am besten geschieht dies durch das Umtopfen, indem der Pflanze neue gedüngte Erde in genügender Menge gegeben wird. Umgetopft werden dürfen jedoch nur diejenigen Pflanzen, welche ganz durchgewurzelt sind. Die beste Düngerzugabe sind Hornspäne. Der neue Topf darf nicht zu groß sein, höchstens drei Zentimeter weiter als der alte. Unten im Topf wird ein guter Scherbenabzug angebracht, die Erde gut um den Ballen verteilt und festgedrückt. Oben bleibt ein kleiner Gießrand frei. Gute Komposterde mit etwas Torfmull und Hornspänen vermischt, sagt den meisten Pflanzen zu. Begonien gebe man mehr Torfmull, Camelien und Hortensien brauchen kalkfreie Erde. Die frischumgetopften Pflanzen sollten noch 2—3 Wochen gut an der Wärme bleiben.

Der beste Sommeraufenthaltsort für unsere Zimmerpflanzen ist der Garten, — wenigstens wenn man einen hat. Die Töpfe werden an halbschattiger Stelle in die Erde eingesenkt, was sie vor zu starkem Vertrocknen schützt. Wer keinen Garten hat, bringe sie auf den Balkon oder in einen sonnigen, luftigen Raum. Auf sonnigem Balkon müssen die Töpfe gegen zu starke Sonnenbestrahlung geschützt werden, indem man zum Beispiel ein Brett davor aufstellt.

Wichtig ist regelmäßiges Gießen mit abgestandenem Wasser. Besonders bei den obengenannten kalkfeindlichen Pflanzen ist Leitungswasser zu vermeiden. Am besten dient abgekochtes Wasser (aus dem Boiler zum Beispiel). Gegossen wird, wenn die Erde trocken erscheint, und dann gründlich. Maschinenmäßiges Gießen bekommt den Pflanzen nicht. Oft gehen sie zugrunde, weil der tägliche Schluck, den sie bekommen, nur die Oberfläche befeuchtet und der Wurzelballen darunter trocken bleibt. Zirka einen Monat nach dem Verpflanzen setze man bei starkwachsenden Pflanzen mit den Nährsatzgaben ein, indem man alle vierzehn Tage im Gießwasser etwas Blumendünger auflöst. Die auf der Packung der verschiedenen Düngmittel angegebenen Dosen sind streng einzuhalten, da die Topfpflanzen leichter verbrennen als solche, die in freier Erde stehen.

Wichtig ist die Schädlingsbekämpfung und noch besser Vorbeugung. Die schlimmsten Feinde der Topfpflanzen sind die Blatt- und Schildläuse. Viel Licht und Luft, aber nicht Durchzug, erhalten die Pflanze gesund. Bei warmem leichtem Regen stelle man sie ins Freie. Besonders Blattpflanzen sind für ein Ueberbrausstwerden dankbar. Treten trotzdem Läuse auf, so wird ein Spritzen mit einem Insekticid notwendig. Dies hat gründlich und wiederholt zu geschehen. Vor allem soll auch von unten gespritzt werden, da die Läuse immer unter den Blättern sitzen. Gegen Schildläuse hilft nur eine Abwaschung mit Paramaag. Es darf aber nicht vergessen werden, die behandelte Pflanze nach zwei Stunden mit reinem Wasser nachzuspülen.

Pflanzen, die dem Staub ausgesetzt sind, müssen von Zeit zu Zeit gewaschen werden, was am besten mit einem weichen nassen Läppchen geschieht.

Wer seine Blumenstöcke lieb hat, wird sie auch im Sommer in Pflege behalten, und leicht erkennen was ihnen not tut.

C. von Tavel, Gärtnerin.

Drei Finnlandbücher

Der mannigfachen Literatur, die heute über Finnland entstanden ist, gehören u. a. drei Bücher an, auf die wir hinweisen möchten.

Finnland im Bilde

von M. Wolgensinger (Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach, Zch., Preis Fr. 5.50.)

Das Buch zeigt ansprechende und zum Teil sehr originelle Photographien, die der Verfasser auf einer Fahrt durch Finnland im Sommer 1939, also noch vor der Katastrophe, unternommen hat. Es sollte im Hinblick auf die Olympiade in Helsinki Auftakt und Hinweis sein. So ist auch der Text leicht, von viel Eigenart erzählend und Mensch und Land beschreibend, gehalten. Ein unbelastendes, ansprechendes Buch, das uns gleichsam mit auf die Reise nimmt, und dessen Text, gleich einem aufmerksamen Reiseführer, von manchem kulturell-eigenartigen zu sprechen weiß.

Ganz andere Voraussetzung hat. H. Vallotons Buch

„Finnland 1940 — Was ich sah und hörte."

(Verkehrsverlag A.-G., Zch.)

Das vielbesprochene und nun auch ins Deutsche übersetzte Buch ist von einem Beobachter und Berichterstatter verfaßt, dem Finnland im Kriege ersichtlich war. Bereitwillig haben Militär- und Zivilbehörden Oberst Vallotton Gelegenheit geboten, daß er soldatisches Heldentum an der Front, und stilles ziviles Heldentum allüberall beobachten konnte. Er selbst und der Leser mit ihm empfindet die heroische Haltung, die aber das finnische Volk ganz einfach als die ihm gemäße Selbstverständlichkeit leistet. Kein Wunder, daß der Verfasser in höchster Bewunderung und mit starker gefühlsmäßiger Beteiligung seine Schilderung gibt. Sie zeigt nicht das vollständige Finnland, sonst müßten z. B. neben den rühmlich erwähnten „Lottas", auch die bei uns viel weniger bekannten „Marthas" in ihrer Wirkung auf das Volk geschildert werden. Und vergeblich haben wir den Hinweis gesucht, der uns davon spricht, daß in Finnlands Armee jeglicher Alkoholgenuß unterbleibt, ja daß es den hohen Offizieren wie jedem Soldaten selbstverständlich ist, keinen Alkohol zu sehen. Doch bietet das Buch in seiner lebhaften und abwechslungsreichen Darstellungsart dem Leser eine Möglichkeit, sich mitten hinein in die Gegenwart der finnischen Situation zu stellen. Es ist unseres Interesses gewiß. (Abdruck einiger Kapitel siehe Nr. 14 vom 5. April 40.)

Tiefer schürfend als die beiden andern Werke gibt Fritz Wartenweilers Buch

„Von finnischen Menschen"

(Rotapfel-Verlag, Erlenbach, Zch., Preis 2.50)

Einblick in das Wesen und die Verhältnisse des finnischen Volkes. Anhand der Geschichte wird gezeigt, wo die Wurzeln der Charakterkraft des Finnländers liegen. Interessant sehen wir die Entfaltung eines gesunden Bildungswesens (Volkshochschulen) und einer Frauenbewegung, deren Anfänge weit zurückliegen und eng verbunden sind mit den Freiheitskämpfen des Volkes. Das Kapitel aus der „Welt der Frauen", von mancher bedeutenden und uns noch unbekannten Frau und ihrem Werk erzählend, dürfte uns ganz besonders interessieren.

Schließlich sei auf die plastisch herausgearbeiteten Lebensbilder von Feldmarschall Mannerheim, Präsident Kallio und Mathilde Wrede, und auf eine lehrreiche Zusammenstellung entscheidender Daten aus der neueren Geschichte Finnlands noch besonders hingewiesen. (Fritz Wartenweilers Buch ist entstanden als eine Folge von niedergeschriebenen Erzählungen, die den Patienten der Militär-Sanitäts-Anstalten als Lektüre dienten.)

Kleine Rundschau

Kronprinzessin Juliana von Holland

erwartet, wie man soeben erfährt, ihr drittes Kind. Es ist beabsichtigt, daß es auf einem Gute der Gräfin von Athlone in Sussex zur Welt kommen soll.

Das Kind wird drei Nationalitäten besitzen; selbstverständlich die holländische, dazu, da sämtliche Mitglieder des Hauses Oranien Genfer Bürger sind, die schweizerische, und schließlich die britische, die jedem auf englischem Boden geborenen Kind automatisch zufällt.

Englische Forscherinnen

An der Universität von Cambridge wird zum ersten Mal eine Frau als Professor wirken. Dorothee Garod ist Professor der Archäologie geworden und ist bekannt für ihre Forschungen in Kurdistan, Gibraltar und Jerusalem. Am Karmel hat sie die englischen Ausgrabungen geleitet, die große Erfolge hatten. Auch andere Engländerinnen sind führend in der Archäologie. Wir erinnern an die später als Politikerin berühmt gewordene Gertrude Bell, die den Orient zuerst um ihrer archäologischen Forschungen willen bereiste und die später dauernd im Irak ihren Wohnsitz hatte.

Das archäologische Institut von Regents-Park ist die Schöpfung von Mrs. Tessa Wheeler und wiederum sind es zwei Wissenschaftlerinnen, die in Dorset Ausgrabungen geleitet haben.

Meldet Ferienplätze!

Die vier großen Hilfsinstitutionen für Kinder, organisatorisch zusammengefaßt in der Kriegsfürsorgekommission der Schweiz. Landeskonferenz für soziale Arbeit, bitten um Anmeldung von Freiplätzen für Schulkinder von 6—13 Jahren für die Dauer von 4—6 Wochen in den Monaten Juni, Juli, August.

Wer ein Kind bei sich beherbergt, hilft mit der mancherorts so bedrohlichen Gefährdung der körperlichen oder moralischen Gesundheit eines Kindes vorzubeugen, Unfall- und Krankenversicherung, soweit von Kassen nicht gedeckt, sowie Reisekosten übernehmen die Organisationen, die dankbar für Anmeldungen sind:

Pro Juventute, Zürich, Seilergraben 1;
Caritaszentrale, Luzern, Hofstraße 11;
Schweiz. Arbeiterkinderhilfswerk, Wibichstraße 81, Zürich;
Schweiz. Hilfswerk für Emigrantenkinder, Claridenstraße 36, Zürich.

Redaktion:

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 3 22 03.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 8 12 08.

Viele Frauen fühlen sich körperlich unglücklich und geschwächt, weil Sie an dem schädlichen

Weißfluß

leiden. Dieses Uebel bekämpft **URIEL,** es fördert die Heilung der entzündeten Schleimhäute. Probefl. 80 Cts. Orig.-Fl. Fr. 4.80 franko. Prompter Versand durch **Josef-Apotheke, Zürich 5.** Verl. Sie Gratisprosp.

Chemische Waschanstalt & Kleider Färberei
Pedolin CHUR
Telephon 181

Weißenburger
Mineral- und Tafelwasser
hält, was es verspricht —
gesund – erfrischend – nie kältend

AUFZÜGE Gebauer ZÜRICH
bieten Ihnen Gewähr für Betriebssicherheit und geräuschlosen Gang.
FABRIK ZÜRICH TEL. 32166

Hans Giger Bern
Lebensmittel-Großimport, Tel. 22735

Kaffee roh und geröstet
Tee feinste Mischungen, Teebeutel
Trockenfrüchte Zwetschgen, Aprikosen, Aepfel, Sultaninen etc.
Teigwaren ital.
Oele, Fette
Konserven aller Art etc., günstige Preise, gute Qualitäten

Jeder Tropfen zählt
so ausgiebig und fein ist
Citrovin
zum Säuern aller Speisen, für Salate, zur Zubereitung von Limonade. OF 8 R

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstraße 24, Tel. 2 38 51
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bahnhofplatz 7, Tel. 33.136
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen Blumenaustr. 38, Tel. 23.340
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstraße 90, Tel. 24.080
P2607 G

DAS HAUS FÜR FEINE TRICOTAGEN
Gautschy-Kuhn ag
ZÜRICH jetzt Storchengasse 16 im neuen Hotel Storchen
BASEL Bäumleingasse 10
NEUHEITEN
in eleganten Jersey-Kostümen
Gediegene Maßarbeiten, mäßige Preise

Liebe Leserin
berücksichtigen Sie bei den Einkäufen die Inserenten dieses Blattes